
QUICK
Nr. 36 · JAHRGANG 17 ·
MÜNCHEN, 6. SEPTEMBER 1964 · 70 PF.
Schweden: skr 1,50 inkl. oms ·
1 H 5730 C
Grosser
Bildbericht
im Heft:
Marikas
Flitterwochen
Star-Modell
GLORIA

Ein Jahrhundert Chemie

K 188

Was verträgt dieses Plastiksieb?

Viel, sogar siedendes Wasser, wie Sie hier sehn – denn das Sieb ist aus Hostalen! Hostalen-Artikel sind aber nicht nur beständig gegen kochendes Wasser, sie sind auch bruchsicher und formstabil. Millionen Hausfrauen schätzen diese guten Eigenschaften. Hostalen gibt es in vielen schönen Farben.



Sicher gehn – nimm Hostalen!





Leser sagen ihre Meinung



Die nackten feinen Leute Quick Nr. 33/34

In dem Artikel „Sylt 1964" werden zwei Dinge miteinander vermengt, die krasse Gegensätze sind und immer bleiben werden. Die einen suchen das „süße Leben", die anderen finden in freier Natur ohne hinderliche Hemmungen und falsche Scham wirkliche Befreiung vom Zwang des Alltags.

H. J. Rahmann, Goslar/Harz

Felix Lutz' Bericht über das Nacktleben auf Sylt ist eine hervorragende Reportage! Darf ich ihm für das Vergnügen, das er mir bereitet, mit einem Vierzeiler danken? In Kampen auf der Insel Sylt / Bestehn seltsame Bräuche. / Man trägt den Busen dort verhüllt / Und unverdeckt die Bäuche.

Victor Kernert, London

Ich sah die Stadt in Angst Quick Nr. 33

Unglaublich die Äußerungen des Robert Shelton — genauso unglaublich wie die ganze Reportage. Rassenhaß hat schon einmal eine ganze Welt in Brand gesteckt. Damals schaute die gesamte Menschheit auf uns und hat uns in Grund und Boden verdammt. Beschämend für die weiße „Herrenrasse" die schlichte, menschliche Feststellung des „Niggers" Evers: „Ich kann nicht hassen, denn ich bin ein Christ . . ."

Waltraud Rohrmoser, Wuppertal-Elberfeld

Es ekelt einen an, wenn man lesen muß, wie im „freiesten" Land Menschen ihrer Hautfarbe wegen verachtet, gehaßt, ja gesteinigt werden. Es ist eine gefährlich große Zahl von Amerikanern, die diesen Haß schüren. Dies muß uns zu denken geben. Diese nennen sich zivilisiert, begraben lieber ihren Hund mit Pomp, lassen jedoch einen Neger im Straßengraben jämmerlich verrecken. In was für einem Jahrhundert lebt man eigentlich?

Bruno Zumkeller, Zell

Ich stimme der Ansicht des Herrn Robert M. Shelton voll und ganz zu, und kann es ganz und gar nicht als wirres und krauses Zeug betrachten. Ein Volk (gemeint sind die Neger. D. Red.), das noch bis vor einigen hundert Jahren vom Menschenfressen lebte (wenn auch nicht alle), ist nicht mit einem Volk, welches eine Entwicklung von 2000 Jahren durchgemacht hat, auf eine Kulturstufe zu stellen. Es hat somit auch kein Recht auf die technischen, kulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften der weißen Rasse. Wenn ich mir vorstelle, daß einmal von solchen Gestalten meine Zukunft abhängen sollte, so müßte ich mich der Gruppe des Herrn Robert M. Shelton anschließen.

Inge Hönig, Mannheim

Worauf es den Farbigen ankommt ist meines Erachtens weniger die Gleichberechtigung vor dem Gesetz, als vielmehr die Anerkennung als Mensch. Woher nehmen diese Weißen, die sonntags mit scheinheiligem Gesicht die Kirchen aller Konfessionen füllen, das Recht, die Kirchen ihrer farbigen Mitmenschen zu brandschatzen? Ja, ein weißer Pastor, auf diese schrecklichen Dinge angesprochen, findet, scheinbar gequält von seinem schlechten Gewissen, die Antwort: „Darauf könnte selbst Jesu keine Antwort geben!" Eine Bankrotterklärung!

Georg Daschmann, Ferndorf

Matthias Walden: Die Mondrakete und das Spatzenkind Quick Nr. 33

Herr Walden schreibt in seinem Aufsatz zum Schluß: „Ich bin für eine neue Bombe, weil ich gegen den alten Krieg bin." Ich nicht. Ich bin gegen eine neue Bombe, weil ich gegen den neuen Krieg bin. Die Auffassung, eine Rücksicht auf die fürchterlichen Folgen des Atomkrieges könnte die Menschheit auf die Dauer vor einem solchen Krieg bewahren, ist ebenso verbreitet wie absurd. „Aufgestapelte Waffen gehen so gewiß los, wie Hühner stets Eier legen" (H. G. Wells). Auch die Atomwaffen.

Prof . Dr. Rolf Reichert, Bahia

So macht's Neckermann möglich Quick Nr. 31

Für Ihr Interesse an meinem Unternehmen und meiner Familie, das in dem Interview zum Ausdruck kam, darf ich Ihnen bestens danken. Ich war stets davon überzeugt, daß die QUICK um einiges ihrer Zeit voraus ist — doch was in Ihrer Branche lobenswert sein mag, das gilt nicht für die Bilanz eines Handelsunternehmens. Da zählen nur Zahlen, und ihnen ist zu entnehmen, daß der Umsatz meines Unternehmens im Jahre 1963 DM 803,7 Mio. betrug und nicht, wie Sie meinten, DM 965 Mio. Und was beim Handel die Bilanzen, das sind im Sport die Lorbeeren. Davon habe ich weniger, als Sie mir unterstellen. So war ich im Verlauf von vier Jahren nur einmal Deutscher Meister und inoffizieller Weltmeister der Dressur.
Mit freundlichen Grüßen

Josef Neckermann, Frankfurt

Waschen - was braucht er schon mehr...

Eine Wasserdusche kann nie schaden. Von uns aus auch zwei. Aber was sonst noch? Kümmern Sie sich nicht zu viel um Ihren KADETT, er braucht es nicht. Einen Abschmierdienst kennt er nicht. Alle 5000 km ein kleiner Kontrolldienst, alle 10000 km eine Inspektion — das wär's schon. Wenn Sie sich gern und oft in Ihrer Werkstatt sehen lassen, kaufen Sie also besser keinen KADETT, denn er gibt Ihnen wenig Gelegenheit dazu.

Sie sollten sich das bei uns in Bochum mal ansehen: Wir geben uns viel Mühe und investieren viel Geld, damit der KADETT möglichst wartungsfrei und möglichst unempfindlich ist. Aber wir reden selten darüber. Es gibt nämlich andere Dinge, die Ihnen am KADETT noch viel besser gefallen werden. Setzen Sie sich mal hinein in das Auto und brausen Sie los — dann wissen Sie gleich, was wir meinen.

OPEL KADETT kurz gesagt O.K.



Vier verschiedene Modelle gibt es: KADETT, KADETT „L", Car A Van 1000 und Coupé (mit 48 PS Super-Motor). Super-Motor gegen Mehrpreis auch für die übrigen Modelle. OPEL KADETT DM 5075,– ab Werk Bochum. Sonderausstattung gegen Mehrpreis.



Ich heiße Pussy, bin schon vier Wochen alt und selbständig. Mir ist etwas passiert, was die wichtigsten Ereignisse der Woche in den Schatten stellt, deshalb darf ich auch gleich als erste berichten. Stellen Sie sich vor: Ich sitze auf meinem Schemel, und einen Sprung unter mir steht ein Teller mit Milch. Ich peile kurz und scharf und entschließe mich zum Sturzflug ins Ziel. Der kürzeste Weg ist doch immer der beste, sagt mein Vater . . .

Nur ein Katzensprung





Absprung - Pfoten vor - das Weiße im Auge behalten - gut gezielt - zu gut sogar

Hören Sie schon auf zu lachen! Wenn Sie Milch im Auge haben, sehen Sie auch nicht fröhlicher aus. Und schließlich muß ja jeder einmal Lehrgeld bezahlen. Jetzt würde mich nur interessieren, wo die ganze Milch geblieben ist. Von oben sah der Teller ziemlich voll aus. Der Rat mit dem kürzesten Weg war doch nicht so gut. Und Ihnen rate ich auch, das nächste Mal etwas mißtrauisch zu sein, wenn einer sagt: „Nur einen Katzensprung entfernt . . ."




Frohen Herzens
genießen –
HB – eine Filter-Cigarette
die schmeckt
Jetzt auch in der 21 Stück-Packung DM 1,75
HB
HB 406

Das Geheimnis der Super-Biene

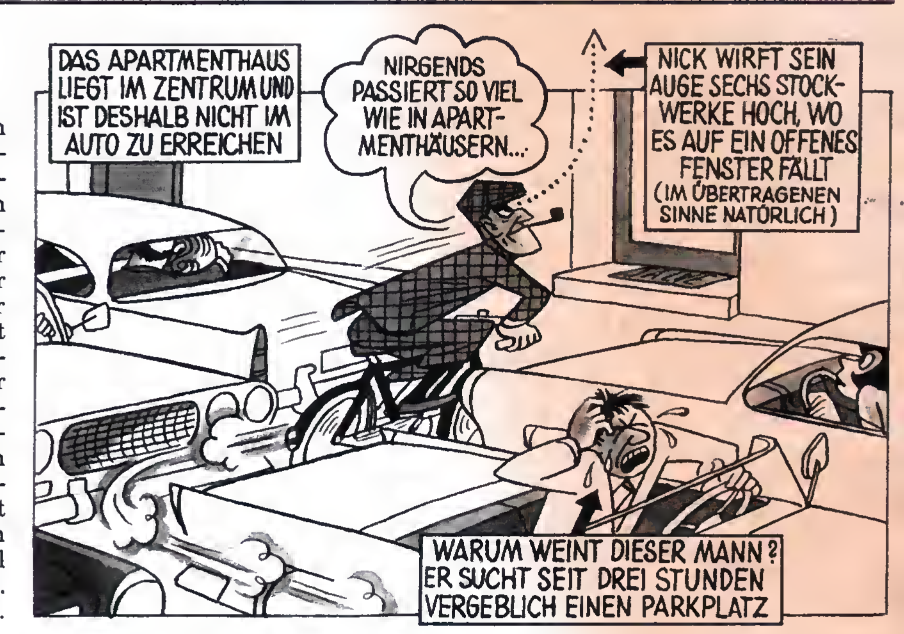


Ein neues Abenteuer des Meisterdetektivs Nick Knatterton

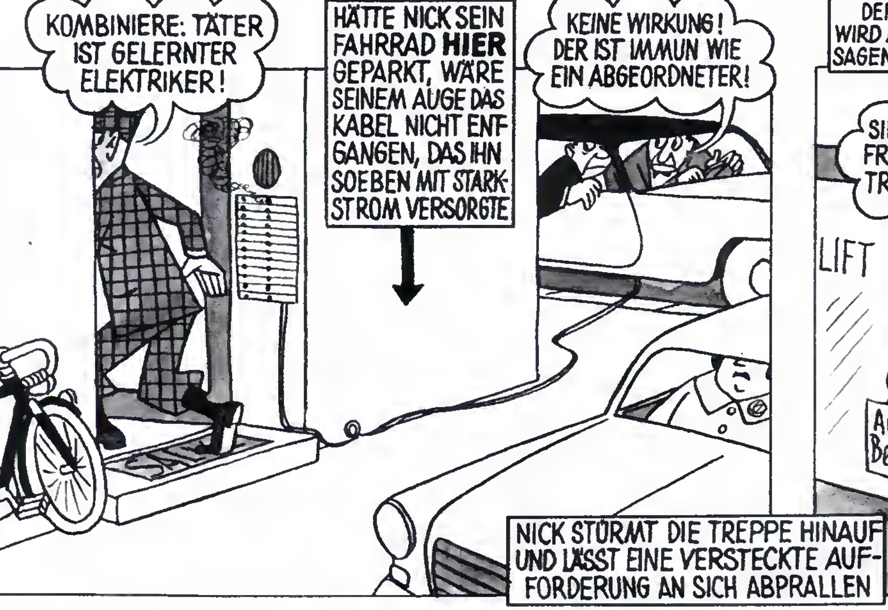
Anfang und Beginn: Ein Kinnhaken wird in die Wand geschlagen



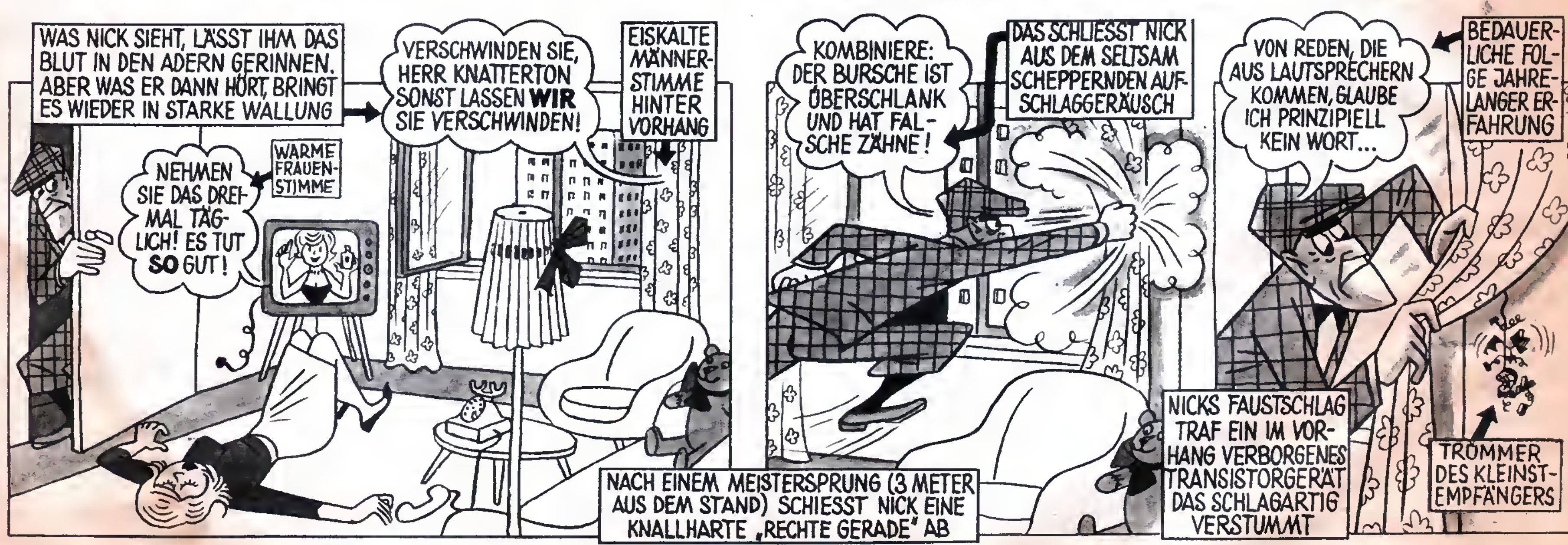
Nick weiß: Bei allen wichtigen Gesprächen ist irgendein Abhördienst in der Leitung. Deshalb wendet er einen einfachen Trick an und ruft aufs Geratewohl ins Telefon: „Hier Dienststelle 23 Strich b! Woher kam eben dieser Anruf?" Der Bluff gelingt. Prompt kommt die Antwort eines Abhördiensthabenden: „Aus der Wohnung von Fräulein Waltraut Will, Apartmenthaus Blütenstraße 3! Wir überwachen den Anschluß, weil sie Chefsekretärin der Bims-Werke ist und einen toten Onkel im Osten hat. Ende." Mehr will Nick Knatterton nicht wissen. Fix schwingt er sich aufs Rad.











In der nächsten Fortsetzung: Die Super-Biene summt herein! Was ist „Behöcherln"? Mit Chloroform geht alles besser! Nick weint einen knappen Viertelliter! Der Geheimsender steht im Grand-Hotel! Gibt es übersinnliche Erscheinungen? Waltraut sagt „ja"!

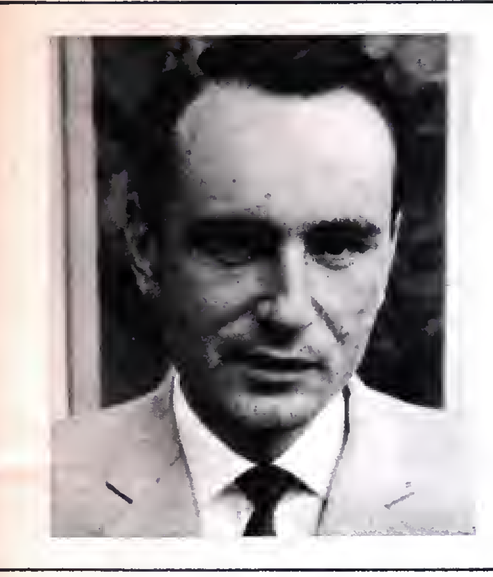
Die Moritat

„Verspätete Reportagen" heißt ein Buch des slowakischen Kommunisten Ladislav Mnacko, das kürzlich in der Bundesrepublik unter dem Titel „Der rote Foltergarten" erschien. Ein Buch, in dem der Kommunismus der Stalin-Ära angegriffen wird, um die Taten der heutigen kommunistischen Machthaber zu verschleiern.

Das Buch liest sich wie eine Moritatenfibel. Alles Böse ist beieinander. Ein Held, Kriegsveteran mit erfrorenen Beinen, dient selbstlos der guten Sache und wird unschuldig vor Gericht gestellt. Seine kleine, tapfere Frau wird so lange gequält, bis sie sich mit Gas vergiftet. Ein verdienter Stauwerk-Ingenieur wird um seinen Ruhm betrogen. Gerichtsurteile werden vor der Verhandlung schriftlich festgelegt. Ein Mühlendirektor wird willkürlich zum Tode verurteilt, und ein Journalist schreibt über den Prozeß eine feige, beflissene Reportage, in der er das Unrecht vertritt. Derselbe Journalist schrieb auch das Buch, in dem er den Foltergarten schildert. Er nannte es „Verspätete Reportagen". Es erschien in der kommunistischen Tschechoslowakei und wurde in diesem Jahr mit einem hohen Staatspreis ausgezeichnet. Der Autor, ein Slowake namens Ladislav Mnacko, verdankt diese Ehrung dem Umstand, daß der Foltergarten der Stalin-Ära in einem bestimmten musealen Bereich, von Partei und Regierung zur Besichtigung freigegeben wurde.

Ladislav Mnacko hat das Amt eines Museumsführers übernommen. Er erklärt Folterwerkzeuge, weist auf die Gebeine der Opfer, läßt an ihren Gräbern seine Stimme tremolieren und posiert vor dem Publikum mit Leidensmiene: „Hier, meine Damen und Herren, sehen Sie die armen, unschuldigen Opfer einer bösen Zeit ..." Bei Mnacko klingt das allerdings literarisch. Gegen Ende seines Buches läßt er eine seiner Figuren, die der Kommunismus zum Krüppel machte, sagen: „Zeigen Sie mir auch nur einen einzigen nicht verärgerten, uneingeschüchterten, furchtlosen Menschen, den niemals jemand zu Unrecht schlimmster Taten bezichtigt hätte, den niemals jemand verdächtigt, brutal geschlagen, schwer beleidigt, ungerecht behandelt hätte!" (Das Kapitel, in dem dieses Zitat

Matthias Walden



von der blinden Liebe

steht, findet sich allerdings nur in der westdeutschen Ausgabe des Buches. Im tschechischen Band fehlt es, weil der Bezug zur Gegenwart — wenn auch unausgesprochen — zu nahe liegt.)

Der Autor legitimiert sich für sein Amt als literarischer Museumswärter besonders durch zwei Eigenschaften: Er führt das Publikum in die Vergangenheit, und er beteuert, auch heute noch überzeugter Kommunist zu sein. Nur — damals liebte er die Partei blind und machte sich, wie er kokett gesteht, dadurch mitschuldig. Sein Moritatendienst im Foltergarten soll diese Mitschuld tilgen.

Bei ihm klingt das so: „Ich diene der Wahrheit, ihrem Sieg. Man braucht keine Wahrheit zu scheuen!" Wirklich nicht, werter Wärter Mnacko?

Daß dieser Mann seine Folterpartei weiter liebt, interessiert nur am Rand. Es gibt Weiber, die ihrem Kerl hörig bleiben, auch wenn er sie geschlagen, betrogen, belogen und einen Bankkassierer umgelegt hat. Es gibt auch opportunistische Bandenmitglieder, die so lange dabeibleiben, wie die Bande Macht hat. Das gibt es überall, und wenn die blinde Liebe überholt ist, dann kommt die taube Liebe — je nach Bedarf. Zur Zeit liebt Mnacko taub. Aber die Wahrheit scheut er weiterhin, wie er es gelernt hat. Er sagt das Erlaubte und er verschweigt das Unerlaubte. Eine halbe Wahrheit ist aber eine halbe Lüge.

Als Ladislav Mnacko noch blind liebte, weil der Foltergarten noch in vollem, nicht rationalisiertem Betrieb war und niemand ihn besichtigen durfte, da haben wir in der Zone die Foltergärtner mit der Schreibmaschine angegriffen, und als man uns verfolgte, da haben wir von Berlin aus alles das geschildert und verdammt, was Mnacko ein schlimmes, rundes Dutzend Jahre später ausgräbt und ausstellt. Damals, als er noch den Mächtigen die Hände leckte, denen er heute nachbellt, nannten er und seinesgleichen uns Verleumder, Kriegshetzer, bestochene Agenten des Kapitalismus. Der Unterschied zwischen ihm und uns ist einfach: Unsere Reportagen waren nicht verspätet.

Was ist das für eine Wahrheit, die auf Kommando redet? Zu Stalins Zeiten war es erlaubt und erwünscht, Böses aus Trotzkis Zeiten zu Papier zu bringen. Heute verdient sich der einen Staatspreis, der Stalins Foltergarten umgräbt. Was aber, Herr Mnacko, geschieht mit einem, der die Wahrheit über den noch nicht zur Besichtigung freigegebenen, den nicht musealen Teil des kommunistischen Gartens sagt? Die Kommunisten haben immer Schwierigkeiten mit den Tempi — entweder, sie vertrösten auf die Zukunft oder sie flüchten in die Vergangenheit. Heute, Ladislav Mnacko, was ist heute, was ist jetzt, wie ist es zur Stunde bei Ihnen in der Slowakei? Gibt es da keine eingeschüchterten, furchtsamen, beleidigten Menschen?

Das Buch schildert nur Verbrechen, die von Kommunisten an Kommunisten begangen wurden. Das sagt auch das Vorwort der westdeutschen Ausgabe erfreulich laut. Ich verkenne nicht eine gewisse Tragik, die darin liegt, daß einer mit Feuer und Schwefel spielt, um besser zu heizen und dann selber verbrennt, wenn das ganze Haus Feuer gefangen hat.

Aber die anderen, Ladislav Mnacko, die anderen! Sie haben gewarnt und gefleht, dieses Feuer nicht zu entzünden. Sie haben alles vorausgesagt, was an Schrecken und Verderben kommen würde, sie haben gefleht, so nicht zu experimentieren, gegen jeden Sinn und Verstand, gegen jedes Recht und jede Moral, sie haben geflucht und auf Knien gelegen und gebetet und sich über die Flammen geworfen, die die Foltergärtner entzündet hatten. Wissen Sie, Ladislav Mnacko, wo diese anderen, die keine Kommunisten waren und auch keine wurden, begraben liegen? Ich will es Ihnen sagen, weil es ja nicht in Ihrem Buch steht: Sie liegen in beiden Teilen des Foltergartens — sowohl in jenem musealen, durch den Sie Ihr Publikum führen (und dabei sehend, aber stumm über diese nicht zur literarischen Exhumierung freigegebenen Gebeine steigen), und sie liegen im neuen Teil des Gartens, wo der Zensor Wache hält und wo immer wieder neue Opfer unter die Erde kommen. (Auch Frauen, die sich, wie die von Ihnen erwähnte, mit Gas vergifteten, sind darunter, auch Erschossene, Unschuldige, Beleidigte, Zermürbte. Nicht-Kommunisten und Anti-Kommunisten.

„Ist denn der Mensch für sie nur ein Lumpen?" fragen Sie in Ihrem Buch mit dem Blick auf die Vergangenheit. Fragen Sie es, bitte, auch für die Gegenwart. Und da Ihnen die Partei, die Sie lieben und die Sie liebt, verbietet, wahrheitsgemäß zu antworten, möchte ich Sie — obwohl außerhalb des Foltergartens sitzend — in der Antwort vertreten. Sie ist kurz und lautet: „Leider ja und leider noch!"

Matthias Walden nimmt in QUICK ständig zu aktuellen Fragen Stellung. Seine Meinung deckt sich nicht unbedingt mit der Meinung der Redaktion.



Für 4 Farben 1 Waschbad – wagen Sie es? Kann man mehrere verschieden-farbige Pullover risikolos mit einem Waschbad pflegen?



Waschen Sie farb-neutral im neuen Perwoll. Es ist frei von optischen Aufhellern und wunderbar kalt löslich. Ein Bad ist gut für mehrere Pullover.



So frisch ist Wolle danach. Diese 4 Pullover sind in einem Perwollbad gewaschen. Hintereinander. Und jeder Farbton blieb unverändert.



Das neue Perwoll: speziell für Wolle. In jahrelanger Forschungsarbeit speziell zur Pflege aller Wollarten entwickelt.

Das neue Perwoll wäscht Wolle farbklar.



PW 2/64



muß man haben



Star-Modell Gloria ist berühmt, weil sie „nein" sagen kann. Weil sie lieber eine ideale Mutter und Hausfrau ist als ein ideales Mannequin, verzichtet sie auf Karriere und großes Geld.
Seite 96

Foto: Charlotte March

. . . und der Kanzler weiß von nichts

QUICK veröffentlicht Auszüge aus einer geheimen FDP-Denkschrift zur Deutschlandfrage

Seite 12



Extratour am Matterhorn

Amerikas Verteidigungsminister Robert S. McNamara nahm Urlaub von Bombern und Raketen und versuchte sich als Gipfelstürmer. QUICK begleitete ihn

Seite 16



Die Flitterwochen der Marika

Wenn man erst ein paar Stunden verheiratet ist . . . QUICK-Redakteur Benno Wundshammer fotografierte beim jungen Ehepaar Kilius-Zahn

Seite 22



Das ist meine Meinung

Staatssekretär Felix von Eckardt, ein Mann von kühlem Verstand und freimütigem Urteil, nimmt ab heute regelmäßig zu aktuellen politischen Fragen Stellung

Seite 40



Information

Meinung

Hier und heute

Romane und Berichte

Unterhaltung

Heute beginnt:

Der Mann, der den Krieg begann

Geheimagent Alfred Naujocks ist Kronzeuge für Verbrechen, die Geschichte machten. Vor 25 Jahren lieferte er Hitler den Vorwand zum Überfall auf Polen.

Seite 54



Geheimes gefährliche

Wohin steuert die FDP?

Die Regierung Erhard ist in Gefahr. Hinter den Bonner Kulissen brodelt es. Ostpolitische Alleingänge einer FDP-Gruppe haben eine Krise verursacht. Sie kann zum Ausscheiden der Freien Demokraten aus der Regierung – und zum Sturz Ludwig Erhards führen. Hinter dem Rücken des Bundeskanzlers hatten FDP-Mittelsmänner – wie berichtet wurde – geheime Ostkontakte. Hinter dem Rücken des Bundeskanzlers spielten FDP-Leute die Forderung hoch, die „Treuhandstelle für den Interzonenhandel" in ein „Amt für innerdeutsche Kontakte" umzuwandeln. Wohin steuert also die FDP, Erhards Koalitionspartner?



...und der Kanzler we

Dokument über Deutschlandpläne

QUICK liegt eine geheime Denkschrift der Freien Demokraten vor. Sie befaßt sich mit Deutschland. Dieses alarmierende Dokument widerspricht vollkommen der Deutschlandpolitik Ludwig Erhards. Von der Anerkennung der zwei deutschen Staaten bis zum Abbau des „Antikommunistischen Propagandazentrums“ West-Berlin enthält dieses Dokument Forderungen, die von den Kommunisten seit Jahren erhoben werden. Ludwig Erhard muß klären, ob die FDP diesen verhängnisvollen Weg wirklich gehen will. Auf dem Spiel steht Deutschland – das g a n z e Deutschland.







...und der Kanzler weiß von nichts



Verklammerung und Wiedervereinigung" heißt die geheime Denkschrift der FDP zur Deutschlandfrage. Wiedervereinigung ist ein klarer Begriff. Sie bedeutet: Die beiden getrennten Teile Deutschlands vereinigen sich. Verklammerung ist weniger klar. Wer soll sich mit wem verklammern, wann und zu welchem Ende? Die Deutschlandpolitik Ludwig Erhards und seines gesamtdeutschen Ministers, Erich Mende, ist erklärte Wiedervereinigungspolitik. Sie ist keine Verklammerungspolitik.

Aber sehen wir uns die Denkschrift der Freien Demokraten an, betrachten wir das Papier, dessen Inhalt von führenden Gremien der FDP nicht nur gehört, zur Kenntnis genommen, sondern auch diskutiert worden ist.

Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß die bisherige Wiedervereinigungspolitik, speziell nach dem Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961, zu nichts geführt hat.

Nach dieser Feststellung wird unter anderem gesagt:

„Es ist nahezu ausgeschlossen, daß heute, morgen oder in absehbarer Zukunft die Sowjetregierung der Erarbeitung eines Friedensvertrages für ein wiedervereinigtes Deutschland zustimmen wird;

daß die Sowjetregierung die von der FDP vorgeschlagenen Auftragsverhandlungen der staatlichen Organe aus beiden Teilen Deutschlands akzeptiert;

daß vor allem die Sowjetunion zum gegenwärtigen Zeitpunkt bereit sein könnte, ihre politischen, militärischen und wirtschaftlichen Machtpositionen in der DDR zugunsten eines wiedervereinigten, höchstens militärisch neutralen Deutschlands zu opfern angesichts der Tatsache, daß eine Liquidierung des kommunistischen Systems in der DDR . . . die Lebensinteressen der Sowjetunion ernsthaft bedrohen würde."

Es folgt die Forderung nach

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 104

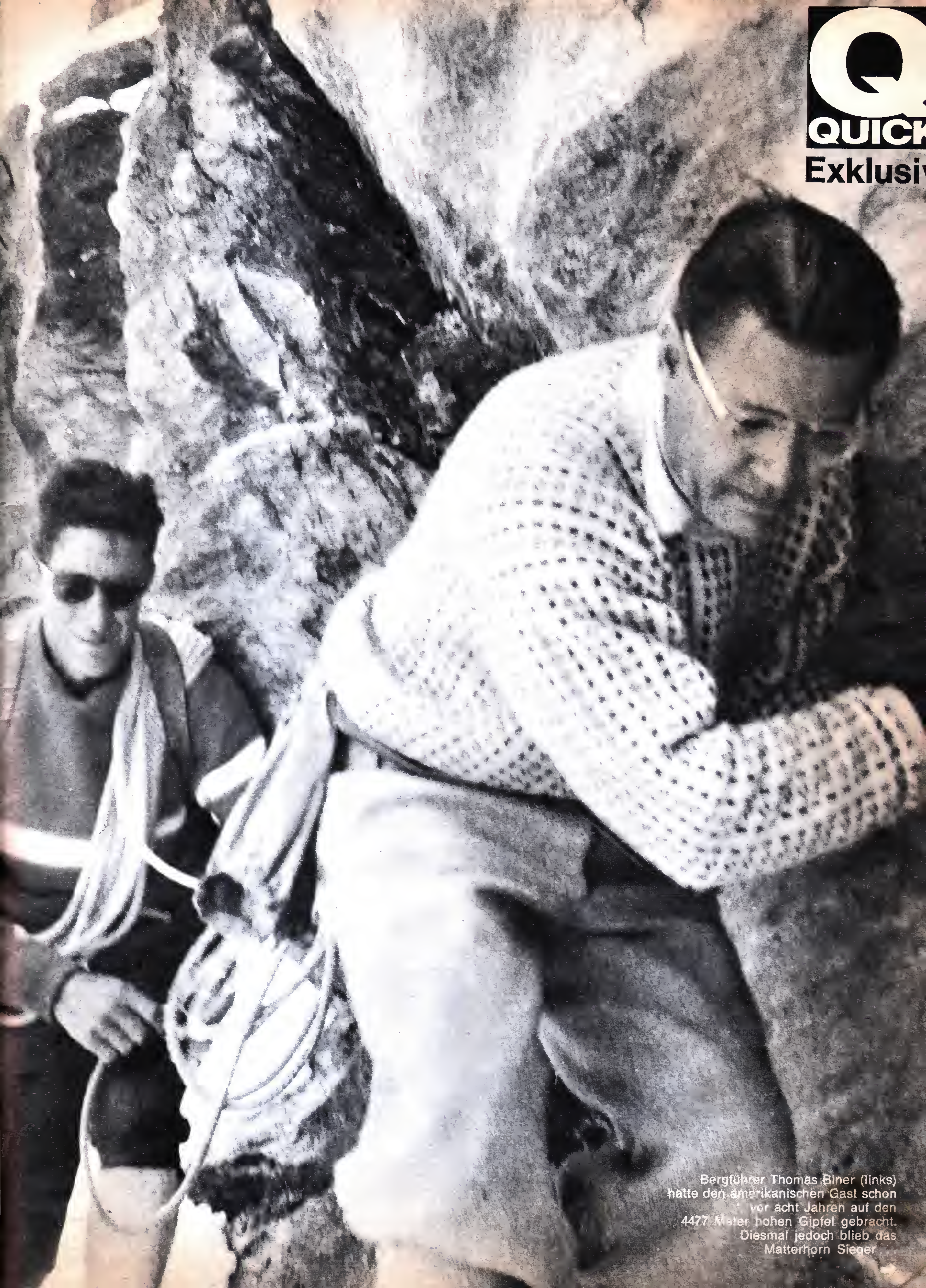
Ein paar Tage nahm Robert S. McNamara Urlaub von Bombern und Raketen. Amerikas Verteidigungsminister, Chef der stärksten Militärmacht der Welt, kam nach Europa, um das Matterhorn zu besiegen. QUICK-Reporter Johannes Leeb begleitete ihn und seine Familie auf der sportlichen Extratour. Toni Hiebeler, Erstbezwinger der Eiger-Nordwand im Winter (rechts mit McNamara), stieg mit dem prominenten Gast auf und fotografierte für QUICK in der Wand.



QUICK BEGLEITETE AMERIKAS VERTEIDIGUNGSMINISTER McNAMARA:

Extratour am Matterhorn

Für Stunden hing der zweitwichtigste Mann Amerikas am Seil schweizerischer Bergführer. Nebel und Lawinen machten McNamaras Gipfelsturm zu einem riskanten Unternehmen.



Bergführer Thomas Biner (links) hatte den amerikanischen Gast schon vor acht Jahren auf den 4477 Meter hohen Gipfel gebracht. Diesmal jedoch blieb das Matterhorn Sieger ...



Aufstieg von der Hütte: Robert S. McNamara als Bergsteiger unter Bergsteigern.





DER BERG WAR STÄRKER

Rast über den Wolken: Sachverständig schnallt sich McNamara die Steigeisen fester (links). Doch wenig später wurde die Seilschaft zur Umkehr gezwungen. Steinlawinen ließen die Gipfeltour zu einem Sicherheitsrisiko für die Vereinigten Staaten werden. Frau Margie McNamara (unten links), die ihren Mann gemeinsam mit einer Freundin bis zum Einstieg in die Wand begleitet hatte, war froh, als „Bob“ heil zurückkehrte.

FOTOS: TONI HIEBELER UND JOHANNES LEEB

Extratour am Matterhorn



QUICK-Reporter Johannes Leeb und Margie McNamara

Es ist früh dunkel geworden an diesem Spätsommertag. Draußen vor der Belvedere-Hütte rieselt der Schnee in dichten Flokken. Hier, in 3400 Meter Höhe, 1000 Meter unter dem Matterhorngipfel, sitzen wir plötzlich im tiefen Winter.

Das Kerzenlicht wirft flackernde Schatten gegen die holzgetäfelten Wände. Die vier Tische im kleinen „Speisesaal" sind vollbesetzt, Bergsteiger aus allen Ecken Europas warten auf den Morgen. Mitten unter ihnen ein amerikanisches Ehepaar mit ihrem halbwüchsigen Sohn, in zünftigen Bundhosen, Pullovern und schweren Stiefeln.

Nur ein paar Bergführer wissen, wer das Familienoberhaupt ist: Robert S. McNamara, Verteidigungsminister der Vereinigten Staaten von Amerika, Chef der mächtigsten Militärmacht dieser Erde.

Für ein paar Tage ist er von Washington herübergekommen. Hat Raketen und Atombomben der Sorge anderer überlassen, um sich an einem Riesen aus Stein zu versuchen: Er will das Matterhorn besteigen.

An diesem Vormittag sind wir mit ihm zur Hütte aufgestiegen. McNamara ist kein Neuling. Vor acht Jahren stand er zum erstenmal auf dem 4477 Meter hohen Gipfel. „Was mir beim Bergsteigen so viel Spaß macht?" hat er auf meine Frage erwidert, „ich glaube, der Witz ist nicht ganz neu: das Herunterkommen. Aber Spaß beiseite — meine Frau und ich lieben diese Berge und alles, was dazu gehört."

Seine Handbewegung umfaßt die Hütte, die Männer in den karierten Hemden und den dunklen Wein auf den Tischen. Der Mann, der als Präsident der Firma Ford 387 000 Dollar im Jahr verdiente und jetzt für 25 000 Dollar die komplizierte Militärmaschine der Weltmacht USA leitet, ist hier nichts Besonderes. Ein Bergsteiger, der mit seinen Weggefährten auf gutes Wetter wartet . . .

Es wird 10 Uhr am nächsten Morgen, ehe Bergführer Thomas Biner das Signal zum Aufbruch gibt. Er macht ein skeptisches Gesicht. Noch immer versteckt sich der Berg hinter dichtem Nebel. Der Schnee liegt stellenweise bis zu 50 Zentimeter hoch. Der Einstieg in die Wand ist unter diesen Umständen kein Kinderspiel. Aber McNamara ist nicht gewöhnt, vor Schwierigkeiten zu kapitulieren. Nur Frau Margie schickt er zurück.

Ich begleite sie zur Hütte. Margie McNamara ist gerade aus Nordafrika gekommen. Sie hat ihre beiden Töchter besucht, die dort in der Entwicklungshilfe arbeiten. Wir sitzen nebeneinander auf der Terrasse und blicken auf die Nebelwand, hinter der die Seilschaft am Berg hängt. Toni Hiebeler ist auch dabei, der erste Winterbezwinger der Eiger-Nordwand.

„In Amerika klingt das so nach Reklame, wenn wir bergsteigen", sagt Frau McNamara. „Aber wissen Sie, warum wir es lieben? Es ist eine der seltenen Gelegenheiten, wo wir ganz allein sind. Hier sind wir endlich einmal eine richtige Familie."

„Hat sich Ihr Leben sehr verändert, seit Ihr Mann Verteidigungsminister ist?"

„O ja, leider. Wir sind 24 Jahre verheiratet und haben früher ein offenes Haus geführt. Jetzt kommen wir kaum noch dazu, Gäste einzuladen. Mein Mann hat einfach keine Zeit mehr. Gottlob hat er die Gabe, seine Sorgen im Amt zu lassen, wenn er nach Hause kommt. Als wir die Kuba- und die Vietnam-Krise hatten, war es natürlich etwas anderes."

„Haben Sie berufliche Interessen?"

„Tja, das ist so eine Sache. Ich bin zum Beispiel sehr an Erziehungsproblemen interessiert. Aber ich glaube doch, daß es unsere wichtigste Aufgabe ist, den Männern gute Ehefrauen zu sein. Und wenn man Kinder hat, dann gelingt es einem doch ganz selten, Familie und Beruf miteinander zu vereinen. Ich kann das nicht. Aber wer dazu die Fähigkeit hat, der sollte es tun . . ."

Ein dunkles Grollen unterbricht unsere Plauderei. Es kommt aus der Wand, die sich sekundenweise grau und mächtig durch den Nebel schiebt. Margie McNamara erschrickt. Ich sehe, wie sich ihre Hände verkrampfen. Ein paar Männer treten aus der Hütte. „Lawine", sagt einer.

Ein halbes Dutzend Augenpaare hängen an dem Grat, der sich tausend Meter hoch über uns reckt. Eine Weile fällt kein Wort. Es sind mehrere Seilschaften unterwegs. Der leichte Ton von vorhin will sich nicht wieder einstellen. Erst als die Ferngläser eine absteigende Gruppe gefunden haben, löst sich die Spannung.

Das Matterhorn war an diesem Tage stärker als Robert McNamara. Er hatte seinen 14jährigen Sohn Craig dabei, und Bergführer Biner blies zum Rückzug, als die Lawine niederging. Mit der Seilschaft kehrt ein Mann mit blutverkrustetem Verband zurück: Ein Stein hat ihm das Nasenbein zerschmettert. Erst später erfahren wir, daß die Lawine ein Todesopfer gefordert hat.

Anstrengung und Gefahr haben die sonst so strengen Züge des Verteidigungsministers gelockert. Er steigt aus der Wand wie aus einem erfrischenden Bad und strahlt, als Margie ihn empfängt. Und plötzlich fällt ihm ein, daß seine Frau Geburtstag hat: Hochalpin stimmt er das „Happy birthday to you" an.

Die Männer vom Fach, gewohnt, prominente Touristen am Seil zu haben, spenden dem Herrn aus Washington seltenes Lob. „Sakra, ich hätte nie gedacht, daß er bei dem Wetter so hoch kommt", knurrt Toni Hiebeler. „Die Hälfte haben wir geschafft, und er war nicht enttäuscht, als wir umgekehrt sind. Er will nicht nur den Gipfel. Für ihn ist das Steigen das Schönste, er genießt die Schwierigkeiten, und das ist die richtige Einstellung."

Bergführer Biner, der Robert McNamara vor acht Jahren zum erstenmal auf den Gipfel brachte, meint: „Er hat seit dem letzten Mal viel dazu gelernt." Sogar ein politisches Gespräch hat er unterwegs mit seinem alpinen Lehrling geführt: „Ich habe ihn gefragt, ob er jetzt bei der Wahl als Vizepräsident aufgestellt wird. Aber er hat mir gesagt, er würde das ablehnen."

Robert McNamara verbirgt seinen bergsteigerischen Stolz hinter einem kargen Scherz: „Ihr könnt froh sein, daß wir umgekehrt sind, sonst wären uns noch die Filme bis zum Gipfel ausgegangen."

Als die Gruppe von der Hütte absteigt, zerreißt der Nebel und strahlend ragt das Matterhorn in seiner ganzen Pracht in den Himmel. Bergfreund McNamara wirft einen langen Blick zurück. Für kostbare 24 Stunden hat er kein Telefon gehört und kein amtliches Wort gesprochen. In abermals 24 Stunden wird er wieder an seinem Schreibtisch im Pentagon sitzen und lesen, was sein Geheimdienst von Vietnam bis Zypern zu melden hatte, während er am Seil eines schweizerischen Bergführers hing. ■

„Danke für den schönen Abend..."

Hat das nicht seinen besonderen Charme: ein Abend zu zweit. Festliches Essen, vielleicht Musik, gewiß aber Carstens SC. Und ein schöner Augenblick, wenn sie dann sagt: „Danke, danke für den schönen Abend".
Das ist Ihr Erfolg. Und ein Erfolg von Carstens SC.
Er hält in Stimmung, solange Sie wollen; und er bekommt so gut wie er schmeckt.
Und am nächsten Morgen – ein klarer Kopf und eine bezaubernde Erinnerung.
SC wird durch die ausschließlich für uns geschützte Carstens-Gärung gewonnen.
Seine Lieblichkeit hat er allein vom naturreinen Wein und von der reifen Traube.
Zusätze von Zucker und gezuckerter Dosage werden nicht verwendet.
1/1 Flasche DM 5,90
Die »Kleine« DM 1,90




QUICK



Am Morgen erwachten sie zum erstenmal nicht allein. Auf dem Balkon vor dem Schlafzimmer begannen sie den ersten Tag ihrer Flitterwochen: Werner und Marika Zahn, geborene Kilius. Verliebte Eheleute, für die der Alltag noch nicht begonnen hat . . .

Die Flitterwochen der Marika

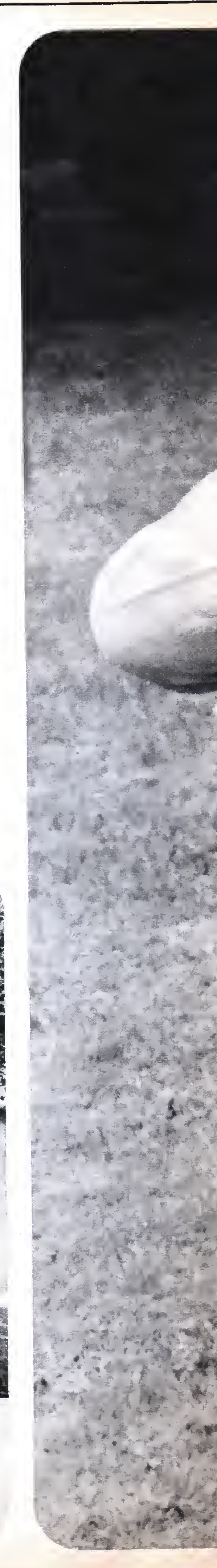

EIN BERICHT VON
BENNO WUNDSHAMMER





Die Eltern sind verreist und haben dem Sohn und seiner jungen Frau Haus und Garten überlassen. Auf der Terrasse genießen Marika und Werner das Frühstück. Marika trägt einen Morgenmantel aus lachsfarbener Seide, mit Hermelin besetzt.







Wer will hier wen auf den Arm nehmen? Wenn man erst ein paar Stunden verheiratet ist und von Glück und Übermut Bäume ausreißen könnte, ist schnell eine zärtliche Balgerei im Gange . . .

Werner Zahn über Marika:

Geschichte einer Liebe



Kleiner Mutzuspruch vor dem ersten Mittagessen



Kochen kann sie also auch — das Steak ist Klasse!

Drei Begegnungen mit Marika auf dem Frankfurter Rhein-Main-Flughafen werden mir immer unvergeßlich bleiben. Von der ersten habe ich schon erzählt: von der „Liebesprobe“, als Marika aus Paris zurückkehrte. Ich hatte rote Rosen im Kofferraum versteckt und überreichte sie Marika erst, nachdem sie mir zu verstehen gegeben hatte, daß sie mich mochte.

Auch bei der zweiten Begegnung spielten rote Rosen die Hauptrolle. Aber sie kamen nicht von mir und sie lagen auch nicht im Kofferraum. Sie stammten von einem jungen, sehr bekannten Schauspieler, der Marika begrüßte, als sie im Sommer 1963 von einer Auslandsreise zurückkam.

Das war noch vor unserem großen Londoner Krach. Ich hatte mich ein wenig verspätet und traute meinen Augen nicht, als ich Marika mit diesem jungen Mann da stehen sah, einen großen Strauß blutroter Rosen im Arm.

Ich merkte schon von weitem, daß sie sich mit dem Schauspieler offenbar sehr gut verstand.

Ich kam näher, sie drehte sich lässig zu mir um und sagte: „Ach, du bist auch hier?“

Ihre Vermutung stimmte.

Ich war auch da. Und dieses langgezogene „auch“ brachte mich sofort auf die Palme. Immerhin hatten wir damals schon von Verlobung gesprochen.

Und jetzt dies!

Aber das blieb nicht die einzige kalte Dusche. Marika wollte unbedingt abends noch ausgehen. Natürlich würde der Schauspieler mit von der Partie sein.

Ich lehnte ab. Und auch Jürgen, der damals bei meinen Eltern wohnte, wollte nicht mit bummeln gehen.

„Immer wenn es gegen mich ging“, schimpft Marika heute noch, „dann habt ihr zwei wie Pech und Schwefel zusammengehalten. Der Jürgen hat gemerkt, daß zwischen Werner und mir Spannung herrschte und wollte nicht, daß sich in diesem Augenblick ein anderer Mann zwischen uns drängte.“

Also: Marika stürzte sich ins Vergnügen, ich fuhr mit Hans-Jürgen Bäumler nach Hause. Dort philoso-

Wiedor ein Erfolg der Schwarzkopf-Forschung:

Taft sprüht zum Halt jetzt auch die Pflege!

SCHWARZKOPF-HAARPFLEGE

Sanft, unsichtbar, kaum spürbar erhält taft-neu Ihrer Frisur die schöne Form. Gleichzeitig kräftigt und belebt taft-neu mit Seclair* das Haar und schützt es vor schädigenden Einflüssen. Das neue haarpflegende taft ist ein echtes Kosmetikum. Sie sehen es am schönen Glanz Ihres Haares. Sie spüren es am natürlich-geschmeidigen Griff.

Und wenn Sie den Spray ausbürsten wollen – bei taft-neu ist es mit wenigen Strichen getan. Jetzt bleiben Sie viel länger frisch frisiert, und Ihr Haar wird dazu noch gepflegt. taft-neu können Sie beliebig oft anwenden.

Wichtig: taft-neu ist besonders ergiebig. Geringe Sprühmengen bieten schon die volle Wirkung. Auch taft-neu gibt es in drei Sorten: taft grün für normales, leicht fettendes Haar; taft rosé für feines, empfindliches Haar; taft lila für trockenes, sprödes Haar. Ihr Fachhändler berät Sie gern. – taft ist ein für Schwarzkopf geschützter Markenname.

* *Zum Patent angemeldet*





Sprühdosen zu DM 2.95, 4.80, 6.50 und 7.80

taft gibt es nur von Schwarzkopf

Geschichte einer Liebe

Selbst in den Flitterwochen darf die Gymnastik nicht fehlen ...





phierten wir gemeinsam über die Wankelmütigkeit des zarten Geschlechts.

Natürlich war das dumm von mir: Ich hätte mitgehen sollen und den anderen jungen Mann an diesem Abend ausstechen müssen. Denn durch meinen Trotz erreichte ich nur, daß Marika von dem jungen Schauspieler von nun an nach jeder Reise rote Rosen erhielt.

Ich sah buchstäblich rot.

So kabbelten wir uns durch die Zeiten.

Dann kam die dritte Begegnung auf dem Frankfurter Flughafen.

Im Oktober 1963. Nachdem ich Marika in London tödlich beleidigt hatte.

Ich war nach dem Krach allein aus London zurückgekommen. Ich grübelte im Flugzeug, im Büro, zu Pferde und auf dem Handballplatz. Ich grübelte, wo ich ging und stand, darüber nach: Wie kannst du die Beleidigung wieder gutmachen, die du Marika zugefügt hast? Was kannst du tun, um die gemeinen Worte auszuwischen, die du ihr zugerufen hast — noch dazu vor vielen Menschen?

Wir hatten uns in London getrennt.

„Sieht so das Ende unserer Liebe aus?" hatte ich Marika gefragt — und sie hatte nicht geantwortet.

Nun landete ihre Maschine auf dem Rhein-Main-Flughafen.

Ich stand an der Sperre, hielt mich jedoch etwas im Hintergrund.

Sie sah mich dort stehen. Aber ihr Blick ging durch mich hindurch, als sei ich Luft. Sie begrüßte alle anderen Menschen, die zu ihrem Empfang gekommen waren. Und dann gab sie auch mir die Hand.

Sie sagte kein einziges Wort. Sie behandelte mich wie einen nebensächlichen Bekannten, dem man schlecht die Hand verweigern kann, dem man sie aber auch nicht gern gibt.

Ich war einfach irgendwer. Oh, sie verstand es gut, mich in diesem Augenblick zu demütigen.

Und ich liebte sie doch so sehr!

Ich zog sie zu mir hinüber und gab ihr einen Kuß auf die Wange. Sie blieb frostig. Ihr Gesicht und ihre Bewegungen drückten aus: Leute wie ich müssen sich leider von vielen Menschen küssen lassen. Warum soll ich es nicht auch von ihm ertragen?

So war das also.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich fürchtete wirklich, Marika würde mir nie verzeihen.

In den nächsten Tagen in Frankfurt merkte ich zwar, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig geworden war. Unsere gemeinsame Freundin Gaby Adams versuchte zu vermitteln. Und Hans-Jürgen Bäumler tröstete mich: „Die kommt schon wieder, laß ihr Zeit ..."

Es gab auch Freunde und Bekannte, die auf eine ganz andere Tour auf Marika und mich einredeten.

Zu Marika: „Das war wirklich die Höhe, das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen. Laß ihn am ausgestreckten Arm verhungern! Er soll auf die Knie fallen!"

Zu mir: „Die soll sich nicht so haben, weil dir mal eine Unverschämtheit rausgerutscht ist!"

Alle diskutierten unsere Probleme — nur wir beide konnten sie nicht miteinander diskutieren. Wir waren beide zu stolz, zu verbohrt, zu gehemmt, ich weiß nicht was alles noch.

Dann fuhr Marika zum Training nach Garmisch.

Und nichts war geklärt. Es würde nie wieder so werden wie früher. Nie, nie, nie.

Zufällig hatte ich schon im Sommer bei einem Juwelier ein besonders schönes Weißgold-Armband mit Brillanten entdeckt, das Marika gefallen würde. Ich hatte es für sie gekauft, es sollte mein Weihnachtsgeschenk für sie sein.

Sollte ich es ihr nun in einer großen dramatischen Geste als Abschiedsgeschenk überreichen — am „Ende einer Affäre" ein Schmuckstück?

Nein, das wollte ich nicht.

Anfang November, drei Wochen nach dem Vorfall von London, rief ich von Frankfurt aus in Garmisch an. In der Pension Wagner, wo Marika immer wohnte.

„Hier ist Werner."

„Das höre ich", sagte sie mit einer Stimme, die aus dem Tiefkühlfach eines Eisschranks kam.

Ich faßte mir trotzdem ein Herz, ich mußte endlich Klarheit gewinnen.

„Marika, darf ich mal nach Garmisch kommen?"

Sie überlegte eine Sekunde, dann antwortete sie: „Wir leben in einem freien Land. Jeder kann nach Garmisch kommen, niemand kann es ihm verbieten ..."

Das saß.

„Du weißt genau, was ich meine: Soll ich nach Garmisch kommen?"

„Du kannst ruhig nach Garmisch reisen, ich habe nichts dagegen ..."

Schon wieder war ich auf hundertachtzig. Ich brauste auf, obwohl ich doch allen Grund gehabt hätte, ganz friedlich zu bleiben.

„Was heißt, du kannst ruhig kommen?" rief ich ins Telefon. „Meinst du, ich will meine Zeit in Garmisch verplempern, wenn du mir die kalte Schulter zeigst? Ich hab' was Besseres zu tun. Also, was ist: Willst du, daß ich komme — oder willst du es nicht? Ja oder nein?"

Sie war herrlich stur. Sie sagte lässig: „Ja, komm' ruhig, wenn du meinst ..."

Ich knallte den Hörer auf die Gabel, beschloß, endgültig einen Strich unter die „Affäre Marika" zu ziehen, packte im gleichen Atemzug einen kleinen Koffer, warf ihn in den Wagen und raste nach Garmisch.

So bin ich nun mal.

Wir leben in einer nüchternen



4-27

Sie schmeckt ihm, seine Marlboro.
Er kennt viele Cigaretten.
Jetzt raucht er nur noch Marlboro.
Sie gibt ihm, was er verlangt.
Sie schmeckt ausgereift.

Sie schmeckt würzig. Seine Marlboro.
Der berühmte Marlboro-Geschmack
hat diese Filtercigarette in der ganzen Welt
beliebt gemacht.
Sie wird auch Ihnen schmecken.

Marlboro gehört dazu

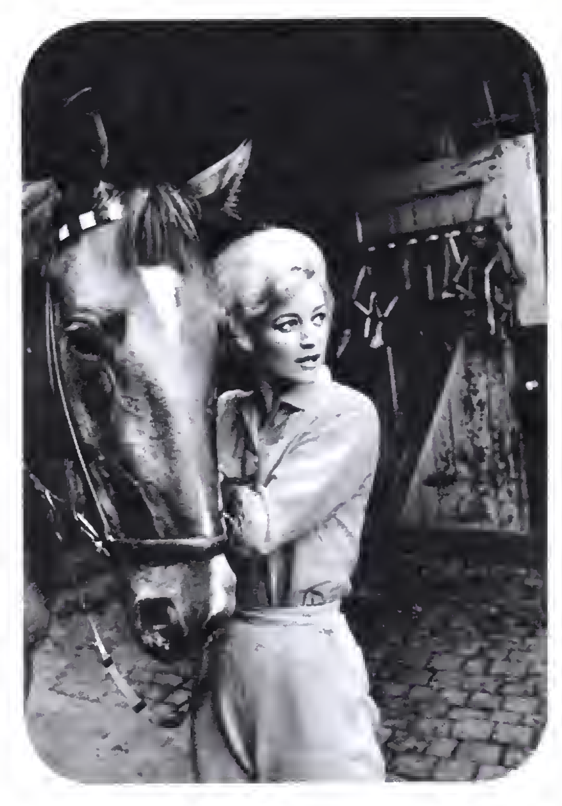
20 Filtercigaretten DM 1,75

Geschichte einer Liebe

Welt. Im Geschäft heißt „Ja" nur „Ja" und „Nein" nur „Nein". Und sonst nichts. Ein Handschlag ist bei seriösen Geschäftsleuten so gut wie ein seitenlanger Vertrag. Unser Wort muß uns so viel wert sein wie unser guter Ruf, ohne den wir keine Geschäfte machen könnten.

Darüber gibt es keinen Zweifel. ➜





Im Luxus-Coupé von Vater Zahn geht es jeden Morgen zum Rendezvous mit „Rienzi".

Reitschüler Werner auf „Totila" und Marika auf „Rienzi": Wer ist sattelfester?

leben mit ®LURAN

Gemütliche Plauderei unter netten Leuten: Der richtige Augenblick für Kaffee und Kuchen. Ein elegantes Service aus LURAN gehört dazu. Farbenfrohes Geschirr aus LURAN ist bruchunempfindlich und frei von Geruch und Geschmack. Heiße Getränke – in Geschirr aus LURAN serviert – bleiben länger heiß und kalte Getränke länger kühl. Alle Gegenstände aus LURAN haben eine spiegelglatte Oberfläche: schön anzusehen und bequem zu spülen.

LURAN – ein Werkstoff der BASF – wird von führenden Herstellern verarbeitet: Die Firma Johannes Buchsteiner in Gingen/Fils liefert unter anderem praktische Schüsseln, Becher und dieses formschöne Service, das stets das Markenzeichen „Happy Home aus LURAN BASF" trägt. Alle LURAN-Erzeugnisse sind qualitätsgeprüft.

Auch in der Technik wird LURAN längst hochgeschätzt, zum Beispiel für Gehäuse von Küchenmaschinen, Kaffeemühlen und Elektroquirlen.

3779





Geschichte einer Liebe



Auch in der Ehe sollen sie dabei sein: Marikas Puppen und Stofftiere

Aber in der Liebe? Was heißt denn Ja, was heißt denn Nein, was heißt denn „Ende für immer", wenn es vielleicht nur die Minute vor dem neuen Anfang ist? Was heißt denn Stolz, wenn das Herz pocht und man die Arme ausbreiten möchte . . .

Abends betrat ich die Pension Wagner.

Die halbe Nacht saßen wir uns allein in Marikas Zimmer gegenüber. Zwei Gegner, die nicht zueinander kommen konnten.

Ich trug das Armband bei mir. Es brannte mir in der Tasche. Ich spielte mit dem Gedanken, es auf den Tisch zu legen und zu sagen: „Verzeih mir doch . . ."

Ich tat es nicht. Es wäre kein guter neuer Anfang gewesen, für uns beide nicht.

Marika ist nicht der Typ einer Frau, die um eines Geschenks willen ihre Prinzipien aufgibt. Möglich, daß sie es in diesem Fall doch getan hätte, weil sie mich liebte. Aber dann hätte es ihr später leid getan. Und für mich wäre immer die bohrende Frage geblieben: Hat sie dir nur wegen des Geschenks verziehen?

Dieser erste Abend war ein totaler Mißerfolg. Wir konnten beide nicht über unseren Schatten springen.

Kühl verabschiedeten wir uns.

Der zweite Abend verlief ähnlich. Wir bemühten uns beide, wieder zueinander zu kommen, sonst hätten wir uns ja nicht zusammengesetzt. Doch wir sagten einander nur Bosheiten. Und jeder kannte vom anderen die Stelle, wo es am meisten weh tut.

Am Morgen des dritten Tages kam die Wende. Manfred Schnelldorfer und Hans-Jürgen Bäumler sagten mir unabhängig voneinander, daß Marika sehr unter dem Bruch zwischen uns litt.

„Es tut ihr weh", sagte Manfred. „Ich weiß es . . ."

„Sie möchte alles ungeschehen machen", sagte Jürgen. „Das kannst du mir glauben. Ihr müßt jetzt nur einen Weg finden, euch richtig auszusprechen . . ."

Später erfuhr ich noch mehr. Die beiden jungen Männer hatten sich als wirkliche Freunde erwiesen, ganz auf die „stille Tour". Sie waren zu Marika gegangen und hatten sie beschworen: „Es wird jetzt wirklich Zeit, Marika, daß du mit dem Theater aufhörst. Du hast deinen Triumph gehabt — Werner ist zu dir gekommen. Nun gib ihm die Hand. Alles andere hat keinen Sinn, es macht euch beide fertig . . ."

Zwei ehrliche Makler.

Was waren das noch für goldene Zeiten, als nur der engste Kreis unserer Freunde über uns Bescheid wußte! Als noch nicht die ganze Öffentlichkeit mitmischte. Als noch keine boshaften Schlagzeilen über



...so vieles spricht für Carlton - eine Cigarette neuen Typs

Geschichte einer Liebe

uns erschienen. Wir ahnten damals nicht, daß uns nur noch eine kurze Schonfrist gegeben war.

Am dritten Abend in Garmisch versöhnten wir uns. Es ging ganz einfach, ganz schnell und ganz lieb.

„Laß uns den Quatsch vergessen, Daddy", sagte Marika zu mir.

„Okay", sagte ich.

Und wir lachten, lachten, lachten.

Dann zog ich das Armband aus der Tasche.

„Ich hab dir auch was mitgebracht, Liebling."

Sie war über das zärtliche „Liebling" viel überraschter als über das Armband. Zum erstenmal hatte ich Liebling zu ihr gesagt.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Frankfurt zurück. Es begann die schönste Zeit unserer Liebe — obwohl wir nicht zusammen sein konnten. Wir verringerten das Defizit der Bundespost durch stundenlange Telefongespräche. Abend für Abend. Wir quatschten eine Stunde, zwei Stunden, einmal sogar fast drei Stunden lang. Wir nahmen uns selbst auseinander, wir nahmen die Welt auseinander und setzten sie wieder neu zusammen.

Diese abenteuerliche, große, wunderbare Welt, in der wir liebten .

Der Höhepunkt dieser friedlichen Phase war um Weihnachten 1963.

Zum erstenmal nach sieben unruhigen Jahren konnte Marika das Fest zu Hause feiern, in Frankfurt. Es waren glückliche Tage. Am Heiligen Abend sprachen wir in der Wolfgangstraße, wo Marikas Eltern wohnten, unter den Lichtern des Tannenbaums über die Hochzeit.

Wir waren uns einig.

Endlich.

Alles schien zwischen uns beiden klar zu sein.

Am Samstag, dem 2. Mai 1964, wollten wir uns verloben. Bis dahin hatte Marika ihren Amateurstatus aufgegeben und würde sich mit den Vorbereitungen für die Eisshow beschäftigen. Bevor die Eisshow anfing, wollten wir heiraten.

Ich möchte endlich einmal auch den größten Zweiflern deutlich machen, daß weder Marika noch ich jemals daran gedacht haben, Hans-Jürgen Bäumler nach der Weltmeisterschaft „sitzenzulassen".

Vier Gründe schlossen eine solche Entscheidung von vornherein aus. Ich will sie aufzählen:

1. Es wäre unfair gegen Hans-Jürgen Bäumler gewesen, der sieben Jahre lang als Marikas Partner mit ihr durch dick und dünn gegangen ist.

2. Es wäre auch dumm gewesen. In Marikas Karriere ist seit ihrem dritten Lebensjahr sehr viel Arbeit, Mühe und Geld investiert worden. Dieses „Kapital" muß sich eines Tages verzinsen. Kein Geschäftsmann der Welt würde achtzehn Jahre lang mit ungeheurem Aufwand ein Werk aufbauen, um es dann ausgerechnet in dem Augenblick zu schließen, in dem der große Gewinn lockt.

3. Marika wollte immer eigenes Geld haben. Ich halte das für klug und richtig. Auch für eine Liebesehe sind Geld und Besitz ein gutes Fundament. Es kann nur günstig sein, wenn die Frau in der Ehe nicht auf Gedeih und Verderb auf die Brieftasche des Mannes angewiesen ist. Man kann ruhig darüber sprechen: Marika wird am Ende ihrer zweijährigen Tournee viel Geld verdient haben. Sie wird sich dafür zwei Appartementhäuser kaufen und ihren Eltern übereignen.

4. Wie die Dinge nun einmal liegen, würde man

es uns nie verzeihen, wenn wir die Partnerschaft Kilius-Bäumler aus eigennützigen Motiven platzen ließen. Während der Pressekampagne gegen mich hat unsere Familie schon gespürt, wohin das führt. Wir hatten gesellschaftlich und geschäftlich darunter zu leiden. Es gab tatsächlich Geschäftsleute, die den Vertretern unseres Werks die Tür wiesen. Weil sie keine Geschäfte mit der Firma machen wollten, deren Juniorchef „dem armen Bäumler seine Marika ausspannt".

Sie waren falsch informiert — und ich kann nur hoffen, daß nach diesem Bericht alle Leute die Dinge wieder im richtigen Licht sehen.

Gut — wir beschlossen also, uns am 2. Mai zu verloben. Mit einer großen Party.

Aber vorher wollten wir nichts verlauten lassen. Alles sollte geheim bleiben, bis Marika die Meisterschaften dieser Saison hinter sich hatte.

Ich schwieg eisern.

Aber Marika — nun ja, Marika konnte nicht so ganz dicht halten. Sie weihte einen Journalisten in unseren Plan ein.

„Streng vertraulich", versteht sich.

Und der gute Junge behandelte den heißen Stoff auch sehr vertraulich.

Er teilte das Geheimnis nur mit seinem Chefredakteur und fünf Millionen Lesern!

Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als zu dementieren. Wir mußten alles abstreiten. Und in unserem Kinderglauben hofften wir auch, das hätte einen Sinn.

Es hatte keinen Sinn.

Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein — sagten sich die anderen Journalisten.

Und jetzt hetzten sie uns. ➜



Geschichte einer Liebe

Man verlangte Erklärungen, beobachtete uns auf Schritt und Tritt. Und manche gaben sich sogar dazu her, uns regelrecht zu bespitzeln.

Es begann zu Silvester 1963 in Garmisch und steigerte sich von Tag zu Tag. Wir glaubten immer noch, wir könnten unser Privatleben auch privat leben. Wir wollten uns in unseren Entschlüssen nicht von Außenstehenden beeinflussen lassen.

Jetzt hatten wir endlich Ordnung in unseren eigenen Herzen geschaffen — und nun brach wie eine Sturzflut das Geschrei der Öffentlichkeit über uns herein. Kein Damm konnte diese Flut mehr aufhalten.

Einen Tag vor den Bayerischen Meisterschaften in Füssen platzte die Bombe in Garmisch.

Damals, nach unserem Krach in London, hatte ich geglaubt: Schlimmer kann's nicht mehr kommen.

Aber das war nur eine Auseinandersetzung gewesen, die wir beide unter uns ausmachen konnten.

Jetzt aber wollte man uns mit Gewalt, mit Lügen, Verdrehungen und Intrigen, auseinanderreißen.

Ich habe dazu lange schweigen müssen. Heute, als frischgebackener Ehemann, kann ich sagen: Beinahe wäre es gelungen.

Es stand auf des Messers Schneide.

In der nächsten 

- **Wer liebt wen?**
- **„Ich platze vor Eifersucht"**
- **Wie es zum Happy-End kam**

Die Eltern verreist, der Hochzeitswirbel zu Ende: Die Zweisamkeit kann beginnen.


Kaffee
mit
Niveau
JACOBS
KAFFEE
wunderbar
Von ganz besonderer Feinheit!
Unvergleichlich das köstliche Aroma!
Vortrefflich seine Güte und der Wohlgeschmack.
JACOBS KAFFEE! Zur Freude und zum Genießen.
Ein Kaffee mit einer Atmosphäre,
der man sich nicht entziehen kann!



Im Olympic-Schwimmbad von Monte Carlo: die 14jährige Onassis-Tochter Christina. Der Tankermillionär läßt sich nur noch ganz selten in Monte blicken, da seine Beziehungen zum Fürstenhaus Grimaldi eingefroren sind.



An der Smaragd-Küste Sardiniens: Kapitän Aga Khan. Im Hintergrund sieht man Agas Hotelstadt für die Oberen Tausend. Seine prominentesten Gäste sind zur Zeit Prinzessin Margaret und Lord Snowdon.



In einem Hollywood-Atelier: Buster Keaton als „Häuptling Struppiger Adler". Nach langer Pause bekam Buster endlich wieder eine tragende Rolle in einem Spielfilm. Titel: „Pyjama-Party". Die Dame mit dem Nerz-Bikini ist keine und wird von Bobbi Shaw dargestellt.

Die von seiner Mutter, der **Exkönigin Friederike,** geerbte Sparsamkeit kam **König Konstantin von Griechenland** bei seinen Vorbereitungen für die Hochzeit mit Prinzessin **Anna-Maria von Dänemark** zustatten: Es gelang dem König, einen Preisnachlaß für 5000 Flaschen Champagner zu bekommen. Er kaufte sie bei seinem französischen Vetter **André de Bourbon-Parma,** der sich aus eigenen Weinen eine Hausmarke braut.

Spaniens Stierkämpfer-As **El Cordobes** (zur Zeit der höchst bezahlte Torero der Welt) pflegt neuerdings mit einem Gitarrenlehrer und einem Fachmann für feines Benehmen zu reisen.

Der amerikanische Tabak- und Zigarettenkönig **Richard Reynolds** hält sich in seiner Miami-Villa einen Dobermannpinscher, der als besonders scharf gerühmt wird. Als diesem bissigen Wächter dieser Tage im Tierhospital die Mandeln entfernt wurden, ließen Einbrecher in Reynolds' Landhaus Juwelen im Werte von 385 000 Mark mitgehen.

Der **Marquis von Hertford** sieht sich gezwungen, sein berühmtes Schloß „Ragley Hall" abreißen zu lassen. Der 300 Jahre alte englische Herrensitz kostet ihn jährlich rund 185 000 DM, während die Eintrittsgelder der Schloßbesucher mit höchstens 112 000 DM zu Buche schlagen. Der Marquis hat vergeblich Felder, Wälder, antike Möbel und sogar Schmuckstücke seiner Frau verkauft, um „Ragley Hall" zu retten.

Nun ist **Napoleon** nicht mehr das einzige Aushängeschild von St. Helena. **Deborah de Lacey,** eine Tochter dieser Atlantik-Insel, brachte es in London zu Starruhm. Ihr erster Film: „Ein Schuß im Dunkeln."

Die Ski-Olympionikin **Heidi Biebl** will mit ihrem jungen Ehemann **Werner Schmid** im heimatlichen Oberstauffen ein Schroth-Kurheim und ein kleines Wintersportgeschäft eröffnen. Etwas von dem hierzu erforderlichen Kapital hat sich Heidi als Barmixerin verdient.

Einen Teil der 50 Millionen Mark, die **Rafael** und **Rhadames Trujillo** von ihrem ermordeten Vater geerbt haben, legen die beiden Playboys jetzt in Madrid an. Die Söhne des einstigen dominikanischen Diktators bauen sich in der spanischen Hauptstadt eine Traumvilla mit Theater, Kino, Ballsaal und zwei Swimming-pools.

7½ Millionen Menschen im Bundesgebiet wissen, daß ihre Augen nicht in Ordnung sind. Trotzdem tragen sie keine Brille; sie gewinnen damit nichts. Im Gegenteil! Sie und oftmals auch andere haben das Nachsehen!
Sind **Sie** sicher, daß **Sie** gut sehen? Lassen Sie doch einmal Ihre Augen prüfen – dann sehen Sie wirklich klar!

Deine Augen — Deine Sicherheit





gutes Sehen schützt—gutes Sehen nützt



dA 511



Journalist,
Diplomat und Politiker:
Staatssekretär
Felix von Eckardt
in seiner Dienstvilla in
Berlin-Dahlem.



Staatssekretär
Felix von Eckardt schreibt
in QUICK:

Das ist meine Meinung

Seit zwölf Jahren zählt Felix von Eckardt zu den markantesten Köpfen auf der politischen Bühne Deutschlands. Als Pressechef der Bundesregierung, als Beobachter bei den Vereinten Nationen und, seit 1962, als Vertreter der Bundesregierung in Berlin nahm und nimmt er teil an den großen Entscheidungen, die unsere Gegenwart bestimmen: ein Mann von kühlem Verstand, mit kritischem Blick und freimütigem Urteil — ein Mann mit brillantem Witz, der auch als Staatssekretär die innere Unabhängigkeit des Journalisten wahrt. Ab heute wird Felix von Eckardt alle zwei Wochen in QUICK zu aktuellen politischen Fragen Stellung nehmen. Seinen ersten Kommentar lesen Sie auf Seite 46.



Fotos: GUIDO MANGOLD

Seit zwei Jahren amtiert Staatssekretär von Eckardt als Bevollmächtigter der Bundesregierung in Berlin (links mit seiner Frau Edith). Nach langer Amtstätigkeit in Bonn und New York ist er an den Brennpunkt der deutschen Politik — und in seine Geburtsstadt zurückgekehrt.



Mit Witz, Glück und Können

Von Mainhardt Graf von Nayhauß

Er heißt Felix. Und Felix bedeutet der Glückliche. Das Glück stand denn auch dem heute 61jährigen Politiker, Diplomaten und Journalisten Felix von Eckardt stets zur Seite. Aber es ist jene Art von Glück, das nur der Tüchtige hat.

Allein während der letzten zehn Jahre erklomm dieser Mann gleich dreimal die Spitze der Erfolgsleiter. Eckardt wurde nacheinander: Bundespressechef zu Bonn, Botschafter bei den Vereinten Nationen und schließlich Bevollmächtigter der Bundesrepublik Deutschland in Berlin.

Er kennt die Großen dieser Welt. Er begleitete die Kennedys im Wahlkampf, prostete Chruschtschow in dessen Datscha zu und machte mit de Gaulle eine Rheinpartie. Er sah Könige und Königinnen aus nächster Nähe. Er speiste mit Soraya und registrierte bei einem Dinner im Buckingham Palace, daß Prinzessin Margaret den anwesenden Gentlemen „muntere Blicke" zuwarf. (Freilich bevor sie Tony Snowdon angetraut wurde.)

In Bonn steht er mit einer Vielzahl von Politikern auf Tuchfühlung, wie vielleicht nur noch eine Handvoll anderer Männer. Mehr noch: In den Jahren des Wiederaufbaues zählte er mit Hallstein und Blankenhorn zu jenen intimsten Vertrauten Adenauers, die mit dem Kanzler zusammen das Schicksal der Deutschen bestimmten.

Felix von Eckardt geriet an die große Politik per Zufall. Oder hatte das Glück wieder seine Hand im Spiel? Die Familie kommt aus dem Baltikum. Die Vorfahren waren in der Gegend von Riga Herr über 180 000 Morgen. Aber die



Dackel „Kasper" gehört zum engsten Familienkreis und ist ein alter Freund Konrad Adenauers. Außer Hunden liebt Felix von Eckardt vor allem Fische, Vögel und Pferde. Mit 61 Jahren ist der Sproß eines alten baltischen Geschlechts noch ein leidenschaftlicher Dressurreiter. Jeden Morgen geht er mit seinem Wallach „Friedensfürst" (rechts) auf die Bahn einer Reitschule bei der Berliner Deutschlandhalle. Nicht umsonst sagten die Bonner Journalisten über den Bundespressechef: Jeder Zoll ein Herr.

Was das neue rote Schild bedeutet?

Alle ESSO-Stationen mit dem neuen roten Schild über der Pflegehallen-Einfahrt bieten ab sofort ein Wagenpflege-Programm, das Ihnen durch seine umfassenden Einzel-Leistungen viele Sorgen um den Wagen abnimmt:

ESSO SYSTEM PFLEGE

Der ESSO-Tankwart zeigt Ihnen gern schwarz auf weiß, welche Einzel-Leistungen dazugehören und wie genau jeder Arbeits-Abschnitt und jede kleine Kontrolle festgelegt wurden. Beim »Gesamt-Schmierdienst« müssen beispielsweise 15 Arbeitsgänge sorgfältig erledigt werden — Punkt für Punkt. Dieses System, das wir auch beim Kleinen Schmierdienst, bei der Oberwäsche, bei der Untenwäsche, bei der Motorreinigung, beim Polieren und beim Batterie-Dienst anwenden, gibt die beste Garantie dafür, daß nichts vergessen wird.

Für jeden bei uns vertretenen Kraftfahrzeugtyp des In- und Auslandes — auch für Ihren Wagen! — ist ein spezieller Schmierplan vorhanden, der in enger Zusammenarbeit mit dem betreffenden Kraftfahrzeughersteller entwickelt wurde.

ESSO SYSTEM PFLEGE-Stationen sind Fachbetriebe für Wagenpflege mit speziell geschulten Mitarbeitern und einer perfekten Ausrüstung.

Sie sollten sich all' das unbedingt einmal ansehen. Fahren Sie bitte an eine ESSO-Station mit dem neuen roten Schild über der Pflegehallen-Einfahrt. Man wird Ihnen dort gern jede Auskunft geben.



die Hohe Schule der Wagenpflege



Forschung und Service sprechen für ESSO

Eckardts verstanden sich zugleich aufs Schreiben. Die Geschichte des Tausendsasas Münchhausen stammt aus der Feder eines Urgroßvaters. Der Großvater schrieb Reden und Memoranden für Bismarck und gab zusammen mit dem Schriftsteller Gustav Freytag „Die Grenzboten“ heraus. Vater Eckardt war ein Vertrauter des Reichskanzlers Fürst von Bülow und der Grauen Eminenz Friedrich von Holstein, von 1915 bis 1933 machte er als Chefredakteur das angesehene „Hamburger Fremdenblatt“.

Zum Chefredakteur war auch Felix von Eckardt bestimmt. Freilich nicht sofort. Als 13jähriger schrieb er Fußballreportagen für Vaters Blatt, verdingte sich später als Redakteur und Reporter bei Ullstein, gab ein Gastspiel als Presseattaché in Brüssel und schrieb, als die Nazis kamen (sie mochten ihn nicht), Drehbücher für die Tobis. Aber 1945 wurde er Mitbegründer und Chefredakteur des „Weser-Kurier“ in Bremen.

1952 wurde er von dem CDU-Bundestagsabgeordneten Müller-Hermann als Bundespressechef nach Bonn empfohlen. (Adenauer zu Eckardt: „Sie scheinen mir ja en janz vernünftijer Mann zu sein“.) In den drei Jahren seit Bestehen der Bundesrepublik hatte der Bundeskanzler bereits vier Pressechefs verschlissen. Sie alle waren mit ihrem Chef, dem Kanzler, beziehungsweise mit der „Journalisten-Meute“ nicht fertig geworden. Oder — noch schlimmer — mit beiden nicht.

Glück-Felix wurde mit allen fertig. Und zwar zehn Jahre lang. Unter seiner Leitung wurde das Bundespresse- und Informationsamt erst zu jener mächtigen Institution, die heute rund 600 Beschäftigte zählt und einen Jahresetat von 86 Millionen Mark hat. Von dem vielstöckigen Riesenbau, der gleich neben dem Kanzleramt liegt, wird deutsche Politik in groben und feinen Dosen verkauft. Dreimal in der Woche stellt sich der Bundespressechef den in Bonn arbeitenden Journalisten. Unter Eckardt bekamen die Reporter nicht nur das notwendige Nachrichten-Kraftfutter. Sie erhielten auch erhebliche Portionen an Witz und Schlagfertigkeit serviert. Eckardt auf die Frage, ob Bonn den Aufbau einer (geheimen) „Schwarzen Reichswehr“ plane: „Kein Reich, kein Wehr, kein Schwarz.“

Zu den Aufgaben des Bundespressechefs und seiner Behörde gehörte es ebenso, das Echo auf die deutsche Regierungspolitik im In- und Ausland auszuloten. Sämtliche Bonner Minister und Staatssekretäre erhalten täglich einen vom Presseamt zusammengestellten Nachrichtenspiegel. Zum Bundeskanzler aber muß der Pressechef täglich mehrmals zwecks persönlicher Berichterstattung.

Was andere bei Adenauer nicht schafften, verstand Felix von Eckardt: den Alten richtig zu nehmen. Eckardt: „Mit ihm konnte man hart und offen reden. Aber man mußte Argumente haben.“ Es kam auf noch etwas an: auf das Wie. Eckardt: „Wenn ich beim Kanzler irgend etwas durchsetzen wollte, er aber sauer war, habe ich einfach einen Tag gewartet.“

Was Wunder, daß Eckardt in dieser Schlüsselposition selbst Politik machte. Wohlgemerkt, wieder auf seine indirekte, geschickte Art. Als 1955 die von Adenauer in Moskau geführten Verhandlungen über die Freilassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen zu scheitern drohten und der Bundeskanzler sein Flugzeug aus Frankfurt vorzeitig


Eckardt mit Bundeskanzler Adenauer


Eckardt mit Präsident John Kennedy


Eckardt mit Bundeskanzler Erhard


Eckardt mit dem Schah von Persien


Eckardt mit Präsident de Gaulle


Eckardt mit Anastas Mikojan

zum Rückflug bestellen wollte, überredete Eckardt den Kanzler, dies im unverschlüsselten Telefongespräch zu tun. Natürlich wurde dieses Telefonat abgehört. Prompt willigten die Russen in die Freilassung von 10 000 Kriegsgefangenen ein.

Mehrmals entsandte Adenauer seinen getreuen Kanzlerknappen Eckardt in diplomatischer Sondermission ins Ausland. 1955 machte er ihn sogar zum Botschafter bei den Vereinten Nationen, merkte aber sehr bald, wie unentbehrlich dieser Mann in Bonn geworden war, und holte ihn nach einem Jahr an den Rhein zurück und beförderte ihn zum Staatssekretär.

Es vergingen sechs Jahre, bis sich in dem heutigen Staatssekretär von Hase ein geeigneter Nachfolger fand. Seitdem ist Felix von Eckardt der Bevollmächtigte der Bundesrepublik Deutschland in der ehemaligen Reichshauptstadt. Sein Einfluß auf die Bonner Politik hat sich gewandelt, ist aber noch immer bedeutend. Nur zwei Staatssekretäre aus dem riesigen Bonner Regierungsapparat unterstehen Bundeskanzler Erhard direkt. Einer davon ist Eckardt. So fliegt er regelmäßig nach Bonn, um in einem Sonderausschuß die Positionen des Westens für die Passierschein-Verhandlungen mit Ulbrichts Abgesandten neu abzustecken.

Dieses „Immer-dabei-Sein“ macht ihm ausgesprochen Spaß. Dennoch: „Ich nehme Politik sehr ernst. Ich drücke sie aber nicht immer ernst aus.“ Schon gar nicht nimmt er sich selber zu ernst. Er liebt das Unbürokratische. („Wenn ich eine Akte verschwinden lassen will, stecke ich sie nicht in den Papierkorb, sondern schicke sie ins Kanzleramt. Dort bleibt sie unauffindbar.“)

Der Mann mit der zierlichen Statur und dem Gesicht, das die Form einer auf den Kopf gestellten Birne hat, liebt die gepflegte Atmosphäre seines Hauses im Berliner Villenviertel Dahlem, die mit Gemälden aus der Nationalgalerie geschmückt ist. Felix von Eckardt, seit 42 Jahren mit Frau Edith, geborener Peters, verheiratet, Vater von zwei erwachsenen Söhnen, ist gleichermaßen Tierliebhaber wie Sportfreund. Aber er ist bei einem täglichen Zigarettenverbrauch von 30 Stück („Mein Arzt ist dafür“) weiß Gott kein Asket. Er chauffiert seinen zitronenfarbenen Citroën recht forsch, läuft Schlittschuh, ist seit 50 Jahren Mitglied des Hamburger Sportvereins und reitet täglich auf seinem Pferd „Friedensfürst“ schweißfordernde Dressurübungen. Tägliche „Pirouetten“ dreht übrigens auch der im Eckardtschen Büro aufgehobene Papagei „Jackie“. Nämlich allmorgendlich auf dem Kopf der Sekretärin Fräulein Kühnapfel. Lieblingsplatz des Rauhhaardackels „Kasper“ ist dagegen der Schoß des Altbundeskanzlers, wenn Adenauer in Berlin bei Eckardts auf Logierbesuch ist (Frau von Eckardt: „Kasper, komm mal da runter“).

Es spricht für den Diplomaten Eckardt, daß er unbeschadet des gelegentlichen Gezänks zwischen dem alten und dem neuen Bundeskanzler zu beiden gleich gute Beziehungen unterhält. Lediglich anläßlich der Wiederwahl Lübkes in Berlin am 1. Juli war von Eckardts diplomatisches Geschick überfordert. Sowohl Adenauer als auch Erhard wollten die Gastlichkeit der Eckardts dem Hotelleben vorziehen und in der Dahlemer Villa des Bundesbevollmächtigten absteigen. Nur, jeder ohne den anderen. Schließlich zeigte sich Erhard nobel und gab nach, allerdings nicht ohne zu vermerken: „Das nächste Mal bin aber ich dran.“

SENSATION BEI PHILIPS FERNSEHEN:



GRATIS zwei Fernseh-Faltmodelle für die Stellprobe zu Haus

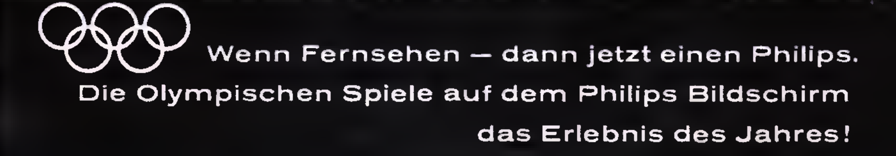
Bei Ihrem Fachhändler erhalten Sie leihweise die Faltmodelle in der Tragetasche.

So wird probiert, wo welches Modell am besten steht.

Mit wenigen Handgriffen entfalten Sie die Modelle, original in Aussehen und Größe. Bequem und schnell finden Sie den Platz, wo das neue Philips Fernsehgerät stehen soll. Das scharfe Bild, der gute Ton, die perfekte Technik sind bei Philips Fernsehgeräten selbstverständlich. Das weiß jeder! Jetzt aber wissen Sie auch, welches Fernsehgerät am besten zur Einrichtung paßt.



Die Philips-Stellprobe erhalten Sie leihweise beim Fachhandel, kostenlos und unverbindlich. Achten Sie auf dieses Schaufensterplakat.





Staatssekretär Felix von Eckardt

Die Demokratie verträgt keine Langeweile. Wo aber Opposition fehlt, ist es langweilig. Haben wir in Deutschland noch eine Opposition? Oder sind jene politischen Kräfte, die eigentlich die Opposition bilden müßten, still in die neutrale Ecke gegangen? Felix von Eckardt widmet diesen Fragen seinen ersten Beitrag in QUICK.



...sonst pfeift das Publikum

Im November wird in den USA gewählt. Barry Goldwater soll für die Republikaner den Demokraten Lyndon B. Johnson vom Präsidentenstuhl vertreiben. Ich kenne Senator Goldwater nur flüchtig. Sein Kampf um die Kandidatur hat gezeigt, daß er ein harter Gegner ist. Lyndon Johnson ist Texaner. Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Man muß ihn in Washington, in seiner Provinzhauptstadt Austin oder auf seiner Ranch erlebt haben, um die Zähigkeit und Härte dieses Vollblutpolitikers richtig einzuschätzen. Unter dem großen Cowboy-Hut steckt ein Kopf voll von Ideen, raffinierter Taktik und unbeugsamen Willens. Goldwater hat es schwer, und der Kampf um die Präsidentschaft wird bis zum letzten Tag vor der Wahl dauern.

Auch in England sind in diesem Herbst Wahlen. Der Labour-Mann Harold Wilson will an die Macht. Auch er ist nicht zimperlich, und er attackiert den konservativen Premierminister Sir Alec Douglas-Home pausenlos. Wilson hat ein sozialistisches Programm und weiß sich — ein wenig opportunistisch — der jeweiligen Lage anzupassen. Doch Home ist noch nicht geschlagen. Als ich ihn zum erstenmal in Adenauers Arbeitszimmer sah, glaubte ich, daß die Zeitungsstimmen, die ihn als schwächlichen Nachfahren eines uralten englischen Adelsgeschlechts abstempelten, recht hätten. Doch eine halbe Stunde Gespräch mit diesem Mann genügt, um die ganze Kraft und zähe Energie zu erkennen, die in diesem schmalen Engländer steckt. Er wird kämpfen und bis zur letzten Stunde nicht aufgeben.

Wie soll das nächste Jahr bei uns werden? Wir schreiben noch nicht 1965, aber hat die SPD überhaupt ein Programm, mit dem sie kämpfen kann? Gegen Franz Josef Strauß sein ist allein noch kein Programm.

1953 und 1957 gab es richtige Wahlkämpfe. Die Sozialdemokraten wollten sozialisieren, wenigstens die Grundstoffindustrien sollten den „Kapitalisten" und in die Obhut des Staates genommen werden. Heute schwören die Sozialdemokraten, daß sie solche bösen Absichten nicht mehr im Schilde führen.

Dann ging es um die Wehrpflicht. Es waren dramatische Kämpfe um die Frage, ob der deutsche Bundesbürger wieder Soldat werden müsse oder nicht. Auch dieser Kampf ist längst entschieden. Die Wehrexperten der Sozialdemokratie befinden sich in einem edlen Wettstreit mit ihren Kollegen aus dem Regierungslager, wer mehr von der NATO-Strategie, von Düsenjägern und von Panzern versteht.

„Kampf dem Atomtod" schrie einst die Opposition, und jede Plakatfläche in der ganzen Bundesrepublik war mit erschreckenden Parolen vollgeklebt, die der Regierung vorwarfen, das deutsche Volk in einen gräßlichen Tod treiben zu wollen. Heute streitet man sich nur noch um die Frage, ob eine multilaterale Atomstreitmacht zweckmäßig sei oder nicht. Nur ein paar Sachverständige kennen sich in dieser Frage noch aus oder glauben es wenigstens.

Die Opposition legte auch einst einen „Deutschland-Plan" für die Wiedervereinigung auf den Tisch. Er war schlecht und gefährlich und verschwand später zum Glück in den Akten.

Und dann gab es noch vor kurzem einen Mann an der Spitze der Regierung, dessen Name allein schon die Sozialdemokraten in Harnisch brachte. Konrad Adenauer. Ihn bekämpften sie mit allen Kräften, denn er war ihnen zu autoritär, zu selbstherrlich und dazu ein Verächter des Parlaments und der Menschen überhaupt. Er ist klerikal, sagten sie, nicht nur ein gläubiger Katholik, sondern der verlängerte Arm des Vatikans. Kurz, „schwarz" ist er, noch schwärzer als schwarz. Das stimmt nicht. Unzählige Male sprach er zu mir von der Bedeutung des konfessionellen Zusammenhaltens der CDU.

Die Sozialisten mögen ihn immer noch nicht, auch nach seinem Abgang nicht, an dem sie so kräftig mitgearbeitet haben, obwohl sie doch wußten, daß Ludwig Erhard sein Nachfolger werden würde. Der neue Bundeskanzler ist Protestant, liberal und wird sogar von der Opposition als „Volkskanzler" bezeichnet. Was werfen sie ihm vor? Er ist nicht stark genug, nicht wirklich autoritär, keine harte Führerpersönlichkeit. Er soll doch, so sagen die Sozialdemokraten, die Richtlinien der Politik bestimmen.

Den Vatikan besuchen jetzt die „Roten", die von dieser Parteifarbe aber auch nicht mehr viel wissen wollen. Bei der protestantischen Kirchenleitung gehen sie sowieso ein und aus.

Nun gibt es noch die Sozialpolitik. Da möchte man über die Steuern einiges ändern. Die Früchte des deutschen Fleißes sollen gerechter verteilt werden. Das ist aber gar nicht so einfach, wenn man auf die alten Parolen von straffer Planwirtschaft verzichtet hat. Man hat längst verzichtet und fühlt sich im Schoße der „sozialen Marktwirtschaft" recht wohl. Sogar die Gewerkschaften entwickeln sich langsam aber stetig zu ausgekochten „Kapitalisten". Ihre Bank macht glänzende Geschäfte und mischt an den Börsen kräftig mit. Das Management beherrscht man dort nicht schlechter als bei den alten Großbanken, in denen doch die „Monopolkapitalisten" sitzen. Ein moderner Sozialdemokrat benutzt allerdings so häßliche Bezeichnungen nicht mehr.

Also, was soll nun geschehen? Ich mache mir Sorgen um unsere Demokratie. Der Wähler verliert leicht das Interesse an lahmem Parteigeplänkel, und Langeweile verträgt die Demokratie nicht. Die Opposition muß Alternativen zur Regierungspolitik anbieten, und zwar, ehe die großen Champions der Parteien im Wahlkampf zur entscheidenden Auseinandersetzung in den „Ring" gehen. Die Wähler wollen einen Kampf der Meinungen und der harten Männer erleben. Wollen die Sozialdemokraten etwa in ihrer Ecke sitzenbleiben? *Sie* sind doch die Herausforderer, *sie* haben anzugreifen, denn sie wollen doch an die Macht. Oder etwa nicht mehr?

Auch in den früheren Wahlkämpfen gab es manchmal Ermüdungserscheinungen. Adenauer machte sich darüber Sorgen, und wir berieten im stillen Kämmerlein, was zu tun sei. Das Resultat war primitiv, aber wirkungsvoll. Der alte Kanzler ging in die Kampfarena und trat dem Gegner einmal kräftig auf den Fuß: „Eine Regierung der Sozialdemokratie bedeutet den Untergang Deutschlands", rief er in den Saal, und schon war der schönste Kampf im Gange. „Na, war es richtig so?" fragte er mich hinterher.

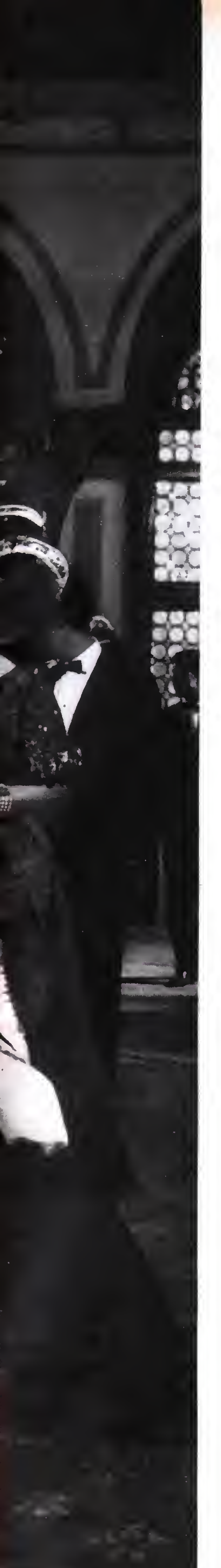
In England nennt sich die Opposition „Her Majesty's most loyal opposition". Diese Loyalität gilt aber nur dem Staatsoberhaupt, nicht etwa der Regierung. Es sieht so aus, als ob die Sozialdemokraten der Regierung gegenüber „höchst loyal" sein wollen.

Doch wer an die Regierung will, muß ein eigenes Programm haben, wer an die Macht will, muß sich im Ring dem Gegner stellen und kämpfen, fair kämpfen, aber eben kämpfen, sonst pfeift das Publikum.

Felix von Eckardt nimmt in QUICK jede zweite Woche zu aktuellen Fragen Stellung. Seine Meinung deckt sich nicht unbedingt mit der Meinung der Redaktion.



Maskenball im
Vendramin-Palast
zu Venedig:
Filmszene
mit Soraya und
Komparsen.



Prinzessin Soraya im saphirblauen Filmgewand, auf dem Kopf ein barockes Gebilde. Der Schmuck, den sie dazu trägt, wurde für eineinhalb Millionen Mark versichert.

Sorayas prunkvoller Filmstart

NÄCHTE IN VENEDIG

Früher war sie Kaiserin und lebte in einem Palast. Heute ist sie Schauspielerin und filmt in einem Palast. Aber auch vor der Kamera blieben ihre Haltung majestätisch und ihr Schmuck echt: Prinzessin Soraya als Titelheldin des Films „Die drei Gesichter einer Frau.“

NÄCHTE IN VENEDIG



Im Motorboot durch Venedig: Soraya nutzte jede freie Minute des Tages, um bei Spazierfahrten alte Erinnerungen aufzufrischen. Um sieben Uhr abends muß sie wieder im Hotel sein: Dann bereiten sie eine Garderobiere, eine Friseuse und eine Maskenbildnerin drei Stunden lang auf die nächtlichen Dreharbeiten vor.

Soraya war schon einige Male in Venedig gewesen, und der makabre Zauber der langsam im Meer versinkenden Stadt hatte sie immer wieder in eine eigenartige Erregung versetzt. Zu dieser Erregung kommt jetzt eine unbestimmte Furcht, die sie auch als Kaiserin vor ungewöhnlichen Ereignissen oft empfunden hat, ohne je zu wissen, ob es etwas Gutes war oder etwas Böses, das ihr bevorstand.

Die Zeit zwischen 7 Uhr abends und 10 Uhr verbringt sie in ihrem Ankleidezimmer im Hotel, unter den Händen ihrer Garderobiere, einer Friseuse und einer Maskenbildnerin.

Drüben, hinter der Insel der Giudecca, strebt gerade ein großer, weißer Passagierdampfer dem offenen Meere zu, und einen Augenblick meint Soraya, wie schön es wäre, könnte man auf dem Schiff all dem Kommenden entfliehen . . .

Kurz nach 10 Uhr nachts verläßt sie im Motorboot das große, mondäne Hotel, um sich nach dem Palazzo Vendramin zu begeben, einem der schönsten Paläste von Venedig, wo sich bei einem Maskenball das Schicksal ihrer Film-Liebe entscheiden soll.

Soraya spielt in diesem Film, wie sollte es anders sein, eine ungewöhnliche Frau. Ungewöhnlich ihre Herkunft, ungewöhnlich ihr Reichtum, ungewöhnlich ihr Bildungs-Niveau, aber auch ungewöhnlich der Mann, mit dem sie verheiratet ist und mit dem sie sich bereits seit Jahren langweilt. Bis sie einen zweiten, unge-

wöhnlichen Mann kennenlernt, der dann auch ihr Geliebter wird.

Der Geliebte führt sie in die große Welt hinaus. Unter den zweitausend Jahre alten Säulen der Akropolis von Athen erleben sie den Sonnenaufgang ihrer Liebe. In Rom, der ewigen Stadt, fühlen sie die Gewalt des Schicksals über sich. Auf der Insel Ponza wetteifern sie auf Wasserskiern. Aber als sie nach Venedig kommen, scheint das Register der Zerstreuungen erschöpft.

Die Zeit ist um, die ein Playboy eine kluge Frau zu fesseln vermag.

Eine Entscheidung scheint unausweichlich. Denn auf dem Maskenball im Vendramin-Palast ist auch ihr ehemaliger Mann.

—

Als Sorayas Motorboot vor dem Palazzo Vendramin eintrifft, sind bereits die Gondeln versammelt, die die vornehmen Gäste zum Maskenball bringen sollen.

Zwanzig Gondeln, dreißig oder mehr. Sie schaukeln auf dem dunklen Wasser vor der großen, stählernen Barkasse, auf der Regisseur Bolognini die Scheinwerfer und Kameras aufgebaut hat.

Bis 12 Uhr nachts üben die Gondeln ohne Schauspieler die Vorbeifahrt an der stählernen Barkasse und das Landen an den mit rotem Samt belegten Stegen vor dem Palast. Gegen zwei Uhr nachts wird Soraya aus ihrer Garderobe im 1. Stock des Palastes geholt. Gespenstisch erhellen die Scheinwerfer die gurgelnden Wasser des Kanals. Die Gäste des Maskenballs schiffen sich auf den Gondeln ein. Prunkkleider aus Gold- und Silberlamé, Seide, Atlas, Satin und Organdy in allen Farben. Gespenstischer Kopfschmuck der Damen, hin und wieder einen halben Meter hoch. Man fühlt sich in einer Art Fasanerie. Und die Ballgäste selbst, das ist — bewußt — eine Kavalkade aus vergangenen Zeiten, eine Welt, die sich überlebt hat, auch wenn sie hin und wieder noch bei Fürstenhochzeiten auftaucht. Reichtum und äußerlicher Glanz, aber die Augen starr, die Gesichter fahl und fast bis zur Leblosigkeit erstarrt.

Sie plaudern nicht miteinander, während sie vor dem Palazzo vorfahren. Sie nicken sich nur hoheitsvoll zu, aber kein Lächeln erhellt dabei ihr Gesicht — nur so kann der Maskenball sein, auf dem Sorayas Liebe zu Ende geht.

Soraya trägt ein saphirblaues, großes Ballkleid, das sie auch als Kaiserin von Persien hätte tragen können. Handbreite Schulterträger und ein gerade noch diskretes Dekolleté. Dazu eine saphirblaue Schleppe, die man über die rechte Schulter schlagen kann, um das Dekolleté zu verhüllen, und ein hoher Kopfschmuck aus saphirblauem Organdy, auf Drähten wie zu dunklen Flammen emporgedreht, die sich über einem glitzernden, blauen Käppchen zu einem barocken Gebilde verwirren.

Sorayas lange, diamantene Ohrgehänge erinnern an das alte Ägypten, die große, moderne Brillantenbrosche an Elizabeth Taylor oder eine andere prominente Diamanten-

sammlerin unserer Zeit. Der Schmuck soll bei Lloyds für eineinhalb Millionen Mark versichert sein. Das hat eine hohe Prämie gekostet.

Filmzar Dino De Laurentiis erklärte stolz: „Es war uns von Anfang an klar, daß die einstige Kaiserin von Persien nicht mit einem falschen Schmuck auf die Leinwand kommen darf.“

Kostbar wie der Schmuck ist auch Sorayas Gondel. Jean Cocteau, Dichter, Maler und Snob, ließ sie sich für seine Traumfahrten auf der Lagune bauen. Schnabel und Beschläge aus schwerem Silber, das später vergoldet worden ist.

Richard Harris, der im Film sowohl den Liebhaber als auch den Ehemann Sorayas spielt, hilft ihr galant in die Gondel. In De Laurentiis' Bibel-Film hat er eben die Rolle des Kain gespielt, des ersten Mörders aller Zeiten. Er gilt als einer der besten Shakespeare-Darsteller, obgleich er noch keine dreißig Jahre alt ist.



Soraya [illegible] auf die Kameras zu.



„Noch [illegible] Kommt näher 'ran!“

NÄCHTE IN VENEDIG

Szenen, die nicht im Drehbuch standen



Da saust ein Scheinwerfer herab und fällt Harris in den Rücken.



Harris liegt bewußtlos in der Gondel. Wie durch ein Wunder wurde er nur leicht verletzt.

„Fackeln an!“ tönt es durchs Megafon, und dann: „Abfahren!“

Oh, welch ermüdende Filmarbeit! Immer aufs neue formieren sich die Gondeln irgendwo im Dunkel und brechen dann gegen den Palazzo Vendramin hervor, ein Rausch von Farben und flackernden Lichtern, bizarren Palastfassaden und verwelkten Gesichtern, ein unvergeßliches Bild.

„Näher heran!“ ruft Bolognini, der Regisseur, durchs Megafon: „Bitte, bitte, fahrt doch näher an uns heran!“

Soraya sagt noch zu Harris: „Welche Geduld er mit diesen Gondeln hat! Er ist der höflichste, der sensibelste Regisseur der Welt!“

„Bloody fool!“ sagt Harris, dieser irische Lausejunge, der auch neben einer ehemaligen Kaiserin seine Beatle-Sprache nicht lassen kann. „Warum läßt er uns schon zum siebten Male vorbeikutschieren!“

Da saust aus vier Metern Höhe einer der großen Scheinwerfer, die die Nacht zum Tag machen, auf die Gondel von Soraya herab.

Der große, dunkle Kasten, 1,20 Meter im Geviert, prallt am Rücken von Richard Harris ab und reißt noch ein schönes Stück Holz aus der Gondel, ehe er blubbernd in das schwarze Wasser fällt.

Den Augenblick wird Soraya ihr Leben lang nicht vergessen, wie Richard Harris vor ihr auf dem Boden der Gondel liegt.

„Mein Gott!“ sagt sie. Sie schlägt die Hände vors Gesicht. Aber sonst sagt sie nichts. Ein paar Sekunden später heben zwei starke Männer den Bewußtlosen in ein Motorboot, und mit heulenden Sirenen bringen sie ihn ins Krankenhaus.

Der Traum von diesem Film scheint ausgeträumt zu sein. Niedergeschlagen, totenblaß und ohne prunkvollen Haarschmuck kehrt Soraya ins Hotel zurück.

Aber um 4,30 Uhr früh schrillt das Telefon. Nachricht aus dem Krankenhaus: Richard Harris kann noch in der Nacht entlassen werden. Seine athletischen Muskelpakete haben sich dem Scheinwerfer-Monstrum gewachsen gezeigt: Keine Rippe ist verletzt.

In der nächsten Nacht wird alles wiederholt: die Auffahrt der Boote vor dem Palazzo Vendramin und der Einzug der Gäste im flackernden Kerzenlicht in die Halle. Und diesmal geht alles wie am Schnürchen. Nur Soraya wirft manchmal einen ängstlichen Blick auf die Scheinwerfer . . .

Friedrich Strindberg


Jetzt eine Cigarette, wie sie heute sein soll!
KRONE
nikotinarm im Rauch,
eine Cigarette, die Ihnen schmeckt!
20 Stück
DM 1,75
KR-409
FILTER 20 CIGARETTEN
Simon Arzt
KRONE
IM RAUCH NIKOTINARM
KÖNIGSFORMAT 20 CIGARETTEN
Wir garantieren,
daß die Herstellung dieser Cigarette
einer ständigen wissenschaftlichen
Kontrolle unterliegt.
KRONE DES GESCHMACKS
nikotinarm im Rauch



Der Mann, der den

Gejagt, gefangen, dem Galgen entkommen:
Geheimagent Alfred Naujocks.
Er ist Kronzeuge für Verbrechen, die Ge
Er gab Hitler den Vorwand
zum Überfall auf Polen – heute vor 25 Jah


Krieg begann
schichte machten.
ren.



Der Mann, der den **Krieg** begann

„Ich bin der Mann, der den Krieg begonnen hat. Ich leitete die Aktion, die heute vor fünfundzwanzig Jahren Hitler den Vorwand zum Überfall auf Polen gegeben hat."

Der Mann, der dies von sich selber sagt, ist jetzt 53 Jahre alt. Er lebt unauffällig in Hamburg, ist weder reich noch arm, weder schuldbedrückt noch überheblich — einer unter Millionen Deutschen.

Sein Name: Alfred Naujocks. Beruf: Kaufmann. Er könnte noch hinzusetzen: Nicht vorbestraft.

Nicht vorbestraft — obwohl er nachweislich Taten beging, die in den Gesetzbüchern aller zivilisierten Länder unter schwerer Strafe stehen: Urkundenfälschung, Herstellung und Verbreitung von Falschgeld. Einbruch, Diebstahl, bewaffneter Überfall, Menschenraub. Und vielleicht auch Mord oder Totschlag ...

Aber Mord oder Totschlag bestreitet Naujocks entschieden.

Heute kann das, was Naujocks tat, schlicht als „Verbrechen" bezeichnet werden. Damals sprach man von „Aktionen". Sie waren von höchster Stelle legalisiert.

Damals war Alfred Naujocks von Beruf: Geheimagent z. b. V. (zur besonderen Verwendung), Sturmbannführer der SS im Reichssicherheitshauptamt. In jenen Zeiten also ein Held, ein Patriot — in den Augen vieler Deutscher.

Für die übrige Welt war dieser Alfred Naujocks ein gefährlicher Gegner, ein rücksichtsloser Saboteur, eine finstere Gestalt, ein Mann, der über Leichen ging.

Als der Krieg sich dem Ende zuneigte, stand der Name NAUJOCKS fettgedruckt in den Suchlisten aller alliierten Dienste, die nach Kriegsverbrechern jagten.

Und viele Jahre nach dem Krieg noch bedauerte der englische Historiker Gerald Reitlinger, daß der Mann nicht mehr aufzufinden sei:

„1946 entzog sich Alfred Naujocks der gerichtlichen Aburteilung durch seine Flucht aus einem Kriegsverbrecherlager. Man hat seither nichts mehr von ihm gehört ... Seine Memoiren würden dem Geschichtsschreiber sehr dienlich sein."

Seit jener verwegenen Flucht aus Nürnberg, aus dem bestbewachten Gefangenenlager der Welt, hielten viele Alfred Naujocks für tot.

Naujocks hat sich heute, nach einem dramatischen Nachkriegsleben, bereit gefunden, seine Geschichte zu erzählen. Seine ganze Geschichte — die eines Abenteurers und Landsknechts, der erst viel zu spät erkannte, welch finsterer Macht er sich verschrieben hatte.

Kann man ihm glauben, dem Mann, dessen „Handwerk" es war, andere zu täuschen? Ist er nicht „Zeuge in eigener Sache"?

Der Bericht von Alfred Naujocks wurde an Hand von Dokumenten und historischen Unterlagen geprüft. QUICK fand noch andere Zeugen, Überlebende aus jener Zeit, als der Krieg begann. Zum Beispiel einige jener Männer, die damals als „polnische Banditen" verkleidet unter ihrem Anführer Alfred Naujocks in die Gebäude des Senders Gleiwitz stürmten.

Diese „Aktion" nämlich, der von der SS bis ins kleinste vorbereitete „polnische" Überfall auf den Sender Gleiwitz, war der Funke in das Pulverfaß:

Die Schüsse, die Alfred Naujocks am Abend des 31. August 1939 in Gleiwitz abfeuerte, boten Hitler die ersehnte Gelegenheit, am nächsten Tag ins Mikrofon des Deutschen Reichstags zu schreien: „Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen ..."

Heute vor fünfundzwanzig Jahren.

Das Rezept, wie man Völker verführt

Gleiwitz war im Jahr 1939 eine Stadt mit 117 000 Einwohnern, Mittelpunkt des oberschlesischen Bergwerks- und Hüttendistrikts.

Zahlreiche Fabriken stellten landwirtschaftliche Maschinen, Papier, Glas und chemische Erzeugnisse her. Es gab eine Maschinenbau- und eine Hütten-Schule, ein Theater, eine Ausstellungshalle und — seit 1935 — eine Sende-Station.

Der Sender Gleiwitz lag in der Nähe der polnischen Grenze, nur fünf Kilometer davon entfernt.

Der Überfall erfolgte am Abend des 31. August 1939. Tags darauf berichtete der „Völkische Beobachter":

„Unerhörter Bandenüberfall auf den Sender Gleiwitz!

Ein Trupp von polnischen Insurgenten drang gestern abend kurz nach 20 Uhr in das Gebäude des Senders Gleiwitz ein ... Dann ... verlasen sie über den Sender einen vorbereiteten Aufruf ... gemeinste Schmähreden auf Deutschland ... Nach kurzer Gegenwehr gelang es, alle Aufständischen gefangenzunehmen, wobei ein polnischer Insurgent getötet wurde."

Über dieser Meldung vom 1. September 1939 flammten große, rote Lettern:

DIE DEUTSCHE WEHRMACHT IST ZUM GEGENANGRIFF ANGETRETEN!

Dieser Zeitungsbericht ist die „Wahrheit" des Jahres 1939. So lasen es die Deutschen damals. Aber auch die Zeitungen in Paris, London, New York, Moskau berichteten nichts anderes. Nur die Kommentare waren verschieden.

Die Wahrheit aber sah so aus:

Alfred Naujocks erhielt den Auftrag zum Überfall auf den Sender Gleiwitz am 8. August 1939.

Ort der Handlung: Prinz-Albrecht-Straße 8 in Berlin, das berüchtigte Amtsgebäude der SS. Ein dreistöckiges Palais der Jahrhundertwende. Kein Schild am Haus. Nur ein einziger Posten am Eingang.

Kurz nach 22 Uhr steigt Naujocks die breite, mit roten Teppichen ausgelegte Treppe in den ersten Stock hinauf, zum Büro des „Chefs", zu Reinhard Heydrich, SS-Gruppen-



Mit diesem Siegel kaufen Sie das Beste aus Wolle: Reine Schur-Wolle

Der Mann, der den Krieg begann

Lange vor dem Krieg: Alfred Naujocks in voller SS-Montur als Funktionär der obersten SS-Führung in Berlin. Seine Chefs wissen, was sie an ihm haben. Er wird zu Aktionen eingesetzt, die den Stempel „Geheime Reichssache" tragen, in Prag, in Brüssel und — in Gleiwitz, als der Krieg gegen Polen beginnen soll . . .



führer, nach Reichsführer Himmler der zweitmächtigste Mann.

In Heydrichs Vorzimmer warten bereits Heinrich Müller, der Leiter der Geheimen Staatspolizei, und Arthur Nebe, der Leiter des Reichskriminalpolizei-Amtes.

Nicht lange, dann leuchtet eine grüne Lampe über der ledergepolsterten Doppeltür auf. Und dann stehen Müller, Nebe und Naujocks in Heydrichs Arbeitszimmer.

Heydrich: „Meine Herren, ich war eben mit Himmler beim Führer. Die Angelegenheit ist mehr als delikat. Ich bitte um Behandlung nach den Vorschriften einer Geheimen Reichssache . . ."

An „delikate Angelegenheiten" und „Geheime Reichssachen" sind Gestapo-Müller, Nebe und Geheimagent z. b. V. Naujocks längst gewöhnt.

Heydrich: „Meine Herren, ich brauche Ihnen nicht erst zu erklären, daß unsere außenpolitische Lage kritisch ist, vor allen Dingen gegenüber Polen. Der Führer ist fest entschlossen, reinen Tisch zu machen. Das dringendste Problem dabei: Polen von Frankreich und England zu isolieren. Diese Entscheidung wird in Moskau fallen. In den nächsten Tagen wird Außenminister Ribbentrop mit den Russen verhandeln. Einer unserer Köder wird Polen sein, wir werden es mit den Russen teilen . . ."

Heydrichs Gesicht verzieht sich kaum merklich, als er sieht, wie verblüfft die drei Männer sind . . .

Die Deutschen mit den Russen an einem Tisch, Verhandlungen Ribbentrops in Moskau, Teilung Polens zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern — das war neu, das überraschte damals selbst führende Leute des Dritten Reiches.

Heydrich: „Wundern Sie sich bitte nachher über diese Entwicklung. Jetzt zur Sache: Der Angriffstermin gegen Polen ist für Ende August vorgesehen. Unsere Aufgabe ist es, die Polen als Angreifer hinzustellen. Es muß nacheinander an der deutsch-polnischen Grenze so viel passieren, daß jeder Deutsche sagt, das geht zu weit . . ."

Zwei Stunden dauert diese Besprechung, dann liegt in großen Zügen fest, was alles „passieren" wird an deutsch-polnischen Zollstationen und Grenzgehöften.

Und — in Gleiwitz.

Heydrich: „Naujocks, Sie kümmern sich um die technische Durchführung eines Handstreiches auf den Sender Gleiwitz. Ich denke dabei an polnische Hetzreden, die plötzlich im Äther zu hören sind — abhörbar für die ganze Welt . . ."

Ein Hotelportier täuscht sich gewaltig

Zwei Tage später, am 10. August 1939, halten zwei schwarze Ford-V8-Cabriolets vor dem Portal des neuerbauten Hotels „Haus Oberschlesien" in Gleiwitz. Sieben Männer steigen aus. Unauffällig wie ihre Kleidung ist auch ihr Benehmen. Der Portier taxiert sie als „gut bürgerlich".

Als er später die Eintragungen in den Meldezetteln, die Namen und Adressen der neuen Gäste, ins Journalbuch des Hotels überträgt, liest er lauter deutsche Namen. Die Geburtsorte liegen im Rheinland und Ruhrgebiet. Die Berufe sind typisch für Reisende nach Gleiwitz: Fachleute für Bergbau, Ingenieure, Chemiker.

Die sieben Männer sind angenehme Gäste, stellt der Portier in den nächsten Tagen fest. Sie bekommen kaum Post, führen nur gelegentlich ein Telefongespräch mit Berlin, haben keinerlei Sonderwünsche. Tagsüber sind sie offensichtlich beruflich unterwegs. Abends essen sie im Hotel und begeben sich bald auf ihre Zimmer . . .

In Wirklichkeit heißen diese Männer alle anders. Und wenn sie tagsüber unterwegs sind, dann aus „beruflichen" Gründen — aber anderer Art, als der Hotelportier vermutet:

Naujocks und seine sechs Männer haben begonnen, die technischen und örtlichen Verhältnisse des Senders zu studieren. Sie müssen äußerst vorsichtig erkunden, niemand darf Verdacht schöpfen.

Nach wenigen Tagen ergibt sich folgendes Bild:

Der Sender liegt nordwestlich von Gleiwitz, in einem durch die Tarnowitzer Landstraße und die Reichsautobahn gebildeten Winkel.

Der Eingang befindet sich direkt am Bürgersteig einer Straße. In dieser Straße stehen zwei Häuserblocks, in denen das Personal des Senders und ihre Familien wohnen.

Mit Anbruch der Dämmerung — die Mitte August etwa gegen 20 Uhr einsetzt — wird das gesamte Gelände der Radiostation durch Flutleuchten erhellt . . .

Als Naujocks und seine Männer schon glauben, genügend Möglichkeiten für einen gefahrlosen und erfolgreichen „Überfall" erkundet zu haben, stößt der Rundfunktechniker unter ihnen, ein Schwabe namens Dr. Schmitthenner, auf eine unvorhergesehene Schwierigkeit:

Der Gleiwitzer Sender überträgt kein eigenes Programm. Von hier aus werden nur Sendungen ausgestrahlt, die vom Rundfunkverstärkeramt Breslau kommen.

Naujocks sieht schon das ganze Unternehmen platzen, sieht sich vor einem wütenden, brüllenden Heydrich. Nur eine kleine Chance bleibt noch. Aber dafür will er nicht allein die Verantwortung tragen.

Das schaurigste Stichwort: „Konserve" . . .

Am nächsten Tag fährt Naujocks nach Oppeln. Hier hat nach Heydrichs Einsatzplan Gestapo-Müller sein Hauptquartier.

20. August 1939:

Müller — klein, untersetzt, ständig eine Zigarre im Mundwinkel — vertieft sich in die mitgebrachten Skizzen, hört sich Naujocks Bericht an.

Müller: „Gut gearbeitet, Naujocks, wirklich . . ."

Naujocks: „Es gibt aber eine Schwierigkeit . . ."

Müller: „Na, und? Das werden Sie schon meistern."

Naujocks: „Es sollen doch polnische Hetzreden über den Sender Gleiwitz gehalten werden. Das geht aber nur durch das sogenannte Gewittermikrofon. Bei örtlichen Gewittern und sonstigen Störungen teilt ein Techniker des Senders über dieses Mikrofon den Hörern mit, daß die laufende Sendung unterbrochen wird . . "

Müller: „Na also, dann ist ja alles in Ordnung."

Naujocks: „Nach meinem Gesamtplan haben wir genau zwanzig Minuten Zeit, um den Sender zu überfallen, die Hetzreden zu verlesen und zu verschwinden. Ich kann nicht garantieren, daß sich mein Techniker innerhalb dieser Zeit in dem komplizierten Schaltsystem zurechtfindet."

Müller brummt, zieht an seiner kalten Zigarre. Dann endlich sagt er: „Der Angriff wird gestartet. Es bleibt dabei. Versuchen Sie alles nur Erdenkliche, um die Sendung in den Äther zu kriegen. Falls es nicht klappt, muß es hinterher eben heißen, die Aufständischen seien von der Polizei vertrieben worden,

Wenn wir offen miteinander reden



Mag sein, dass Ihnen die Einknopf-Automatic des Miele "de luxe" zu teuer ist –

aber wenn Sie an Ihre Frau denken...

Sie verdienen das Geld und Ihre Frau hat sicherlich einen Waschautomaten verdient. „Gut", werden Sie sagen, „aber muß es gleich ein 'de luxe' sein? Geht es nicht einfacher?"
Eben nicht. Etwas Einfacheres als die Einknopf-Automatic ist nicht zu haben. (Merke: Je ausgefeilter die Technik, desto einfacher die Bedienung). Wenn Sie also Ihre Frau vom Frondienst in der Waschküche befreien wollen, dann befreien Sie Ihre Frau auch gleich vom Kopfzerbrechen über Temperaturen und sonstige Programmeinstellungen. Geben Sie Ihrer Frau die Gewißheit, Herrin zu sein über einen vollautomatischen Waschautomaten, einen Miele de luxe mit Elektrogehirn, das völlig selbständig und zuverlässig und richtig schaltet, damit die Wäsche schonend gewaschen und blendend sauber wird. Und Ihre Frau braucht nie mehr selbst zu waschen, sondern nur einmal zu schalten. Ist Ihnen das die Einknopf-Automatic wert?
Verlangen Sie die Miele-Informationsmappe.

Miele

Bitte ausschneiden und einsenden

Gutschein an Mielewerke, Abt. 12
483 Gütersloh

Name:

Ort:

Straße:

Gegen Einsendung dieses Gutscheines erhalten Sie die Miele-Informations-Mappe kostenlos

MIELEWERKE GMBH., 483 GÜTERSLOH IN WESTFALEN, VERKAUFSGESELLSCHAFTEN IN: BOZEN · BRÜSSEL · LONDON · LUXEMBURG · PARIS · ROTTERDAM · SALZBURG · ZÜRICH



Es kommt auf die Sekunde an

Komplizierte Geräte, Gläser, Flaschen – ein sausendes Rad. Und trotzdem: Hier geht es nur um Wäsche. Baumwollfasern werden gelöst, durch haarfeine Röhren geschickt. Teil eines Waschversuchs in den Henkel-Laboratorien, bei dem an Bruchteilen von Sekunden abzulesen ist, ob hier schonend gewaschen wurde.

Komplizierte Versuche. Aber nur so lassen sich Waschmittel entwickeln, die Ihre Wäsche richtig pflegen, den Wert Ihrer Wäsche erhalten. Zuverlässig und sicher. Produkte, die Ihnen im Haushalt helfen können: beim Waschen, Reinigen und Spülen.

Der Mann, der den Krieg begann

ehe sie den Sender für ihre Zwecke mißbrauchen konnten."

Naujocks atmet auf, will gehen.

Müller: „Moment, Naujocks, bin noch nicht fertig. Ich habe die Sache noch einmal mit Heydrich besprochen. Sie wissen, wir brauchen unwiderlegbare Beweise für diesen polnischen Überfall. Ohne einen Toten erscheint uns die Sache nicht glaubhaft genug . . ."

„Einen Toten?"

Müller: „Ja, sozusagen ein toter polnischer Bandit."

Naujocks erschrickt, überlegt krampfhaft: Wer von seinen Leuten soll zu diesem schauerlichen Beweisstück werden? Wer soll wen erschießen?

Müller: „Machen Sie kein so verdattertes Gesicht. Sie brauchen sich um diesen Toten nicht zu kümmern. Das besorgen wir. Können Sie wenigstens garantieren, daß Sie den Sender ganz abschalten können, im Bereich Gleiwitz also die normale Sendung unterbrochen wird?"

Naujocks: „Ja, das klappt auf jeden Fall."

Müller: „Ausgezeichnet! Dann laden wir den Toten in einen Funkwagen. Mit dem kreuzen dann meine Leute in der Nähe herum und hören den Sender ab — entweder Ihre Hetzreden oder die Funkstille. Das ist dann der Augenblick. Sie, Naujocks, ballern wie wild im Sendegebäude. Die vom Funkwagen legen Ihnen den Toten an die Treppe und verschwinden wieder. So müßte es eigentlich gehen . . ."

Naujocks nickt. Stumm.

Müller: „Der Deckname für alles, was mit der Leiche zusammenhängt, ist ‚Konserve', klar?"

In Nürnberg: der Schatten eines Toten

Es klingt wie aus einem Schauerroman. Aber objektive Untersuchungen — nicht nur Naujocks' eigener Bericht — bestätigen die Gruselgeschichte: Zum Arsenal von Gestapo-Müller gehörten tatsächlich „Konserven", Leichen, die zu ihrem jeweiligen „Einsatz" entsprechend präpariert werden sollten.

Aus Dokumenten, die nach dem Krieg gefunden wurden, und aus Zeugenaussagen von Überlebenden geht klar hervor, woher diese „Konserven" stammten, wie sie präpariert, wie sie verwendet wurden. Doch darüber später.

Was auch immer Alfred Naujocks am 20. August 1939 über die „Lieferung" eines Toten gedacht haben mag, der Tote von Gleiwitz verfolgt ihn bis heute.

Während des Krieges fragte niemand nach diesem einen Toten, da Tag für Tag Tausende starben. Aber nach dem Krieg tauchte wie ein verhängnisvoller Schatten die Erinnerung an den Toten von Gleiwitz auf.

Der Schatten fiel in das Nürnberger Gefängnis, in dem die Größen des Dritten Reiches auf Prozeß und Urteil warteten. Unter ihnen auch Alfred Naujocks.

Das erste Stichwort vom Toten von Gleiwitz gab ein — Geistlicher: Pater O'Connor, katholischer Seelsorger der amerikanischen Armee, damals abgestellt als Anstaltsgeistlicher für das Kriegsverbrecher-Gefängnis.

Die meisten Gefangenen kannten den großen rotblonden Amerikaner irischer Abstammung nur unter dem Namen Pater Sixtus.

Das folgende Gespräch zwischer dem Pater und Alfred Naujocks fand Anfang August 1946 statt. An einem Abend. In Naujocks Zelle.

Pater Sixtus: „Behalten Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, für sich. Sprechen Sie mit niemandem darüber. Auch nicht mit Ihren Kameraden!"

Die Zellentür stand wie immer einen Spaltbreit offen, aber die Posten hielten sich am unteren Ende des Ganges auf.

Pater Sixtus: „Seit heute morgen streiten sich zwei ausländische Militärmissionen um Sie, Naujocks. Tschechen und Polen — sie streiten sich darum, wer Sie zur Aburteilung bekommen soll. Wegen Mordes . . ."

Hatte Naujocks sich getäuscht? Oder hatte Pater Sixtus wirklich mit dem Augenlid gezwinkert?

Naujocks machte sich keine Illusionen. Er dachte an die Mord-Anklage, an die Toten seiner Vergangenheit, an den Toten von Gleiwitz beispielsweise.

Er hatte Phantasie genug, um sich vorzustellen, wie schnell ein Prozeß gegen ihn in Prag oder Warschau über die Bühne gehen würde. Dazu durfte es nie kommen.

Zwei Möglichkeiten: Galgen oder Flucht

Naujocks' erstes Nachkriegs-Unternehmen war die „Aktion Stahlsäge". Und folgendes geschah damals im Kriegsverbrecher-Gefängnis zu Nürnberg, dem bestbewachten Gefängnis der Welt:

In der Gefängniskapelle liest Pater Sixtus für die Inhaftierten die Messe. Naujocks bedient den Blasebalg für die Orgel. Naujocks bietet sich an, die Orgel zu reparieren — dazu braucht er natürlich entsprechendes Werkzeug.

Pater Sixtus sorgt dafür, daß Naujocks „Entsprechendes" erhält, darunter zwei dünne Sägeblätter und eine schmale Feile. Als die Orgel repariert ist, bleiben diese Werkzeuge unter einem Brett im Orgelkasten zurück.

Das Seil zur Überwindung der Gefängnismauer will Naujocks sich aus der Turnhalle „besorgen", die am Rande des Gefängnis-Innenhofes liegt.

Es ist übrigens dieselbe Turnhalle, in der ein paar Wochen später, im Morgengrauen des 16. Oktober 1946, die zehn im Nürnberger Prozeß zu Tode Verurteilten hingerichtet werden.

Pater Sixtus hat nicht ohne Grund gewarnt. Naujocks wird nun fast täglich zu Verhören durch polnische Vernehmungsoffiziere geholt:

Ein Raum mit zwei vergitterten Fenstern. Einige zusammengerückte Schreibtische, hinter denen die Offiziere Platz genommen haben. Die Fragen in akzentfreiem Deutsch stellt ein hagerer Major.

Frage: „Wir interessieren uns insbesondere für das erste Opfer des vergangenen Krieges — für jenen Polen, den Sie erschossen haben . . ."

Antwort: „Ich habe niemand er-



Ein Abenteurer wurde seßhaft: der 53jährige Alfred Naujocks mit seiner jungen Frau Irmtraud. Vor kurzem wurde er Vater. Er lebt mit seiner Familie in Hamburg, gutbürgerlich, unauffällig. Von der bewegten Vergangenheit dieses Mannes wissen nur wenige.

Der Mann, der den **Krieg** begann

schossen. Ich hatte mit der Leiche nichts zu tun."

Frage: „Wieviel Männer waren an dem Überfall beteiligt?"

Antwort: „Acht."

Frage: „Und wer waren diese anderen Beteiligten?"

Antwort: „Ich kenne keine Namen."

Frage: „Schade. Sie werden diese Leute noch sehr notwendig brauchen. Als Zeugen, daß Sie nicht der Mörder waren. Wo also haben Sie den Toten gesehen?"

Antwort: „Draußen, direkt am Eingang des Senders."

Frage: „Und natürlich werden Sie jetzt sagen, Sie hatten mit der ganzen Sache nichts zu tun?"

Antwort: „Die Leiche sollte während unseres Handstreichs auf den Sender von Gestapo-Müllers Leuten vor den Eingang des Sendegebäudes gelegt werden."

Frage: „Und dieser Gestapo-Müller ist ebenfalls als Zeuge nicht greifbar! Nur Sie, Naujocks, haben das Pech. So haben wir wenigstens einen von diesem Banditenhaufen, um ihn aufzuhängen ..."

Diese Vernehmung findet an einem Freitag statt.

Das Gitter war schon angesägt

Naujocks spürt schon die Schlinge des Henkers um seinen Hals. Jede Stunde ist kostbar. Er muß jetzt fliehen, das Wochenende ist ein günstiger Zeitpunkt.

Am Samstagmorgen reißt er sich an einer Schraube seines Eisenbettes absichtlich eine lange, tiefe Hautwunde am linken Oberschenkel, läßt sich ins Gefängnisrevier führen und behandeln. Ein breites Heftpflaster bedeckt danach die Wunde.

Am Sonntag, beim Dienst am Blasebalg der Orgel, holt Naujocks sein Stahlsägeblatt aus dem Versteck, legt es auf die Wunde, klebt das Pflaster wieder darüber.

Wie immer, ehe sie ihn in seine Zelle sperren, durchsuchen die Posten ihren Gefangenen. An die Wunde denken sie nicht.

Naujocks wartet bis zum Abend. Zur Essensausgabe wird es laut auf den Gängen und in den Zellen. Und die Posten sind um die großen Essenskübel versammelt.

Naujocks springt in seiner Zelle auf den Hocker und beginnt, einen der Gitterstäbe anzusägen ...

Die anderen Vorbereitungen sind bereits getroffen. Die braune Decke auf seinem Zellenbett ist an fünf Stellen zehn Zentimeter tief eingerissen. Die sechs Längsstreifen — im Wasser der Toilettenschale getränkt und zusammengeknotet — würden zu einem Seil werden.

Der erste Teil seines Ausbruchsplans: aus der Zelle im zweiten Stockwerk mit Hilfe der Decke hinab in den Innenhof und hinein in die Turnhalle. Wie er allerdings dann unbemerkt das Kletterseil über die hell beleuchtete Hofmauer praktizieren kann, darüber macht er sich jetzt noch keine Gedanken ...

Eine halbe Stunde ist vergangen. Der Eisenstab ist erst zu einem Viertel angesägt. Plötzlich verstummt der Lärm auf den Gängen. In die Stille hinein ruft jemand den Namen „Naujocks".

Er legt das Sägeblatt auf den Außensims des Fensters, springt vom Hocker und tritt auf den Gang hinaus.

Drei Posten kommen heran.

„Mit dem Gesicht zur Wand!" lautet der Befehl. Dann gehen sie in seine Zelle ...

Die Decke!

Sie nehmen sie vom Bett, breiten sie achtlos auf dem Boden aus, werfen seine Habseligkeiten hinein und verschnüren das Ganze zu einem Bündel.

Dann muß Naujocks den Posten folgen, mit der rechten Hand an einen der Bewacher gekettet.

Auf dem Gefängnishof warten bereits zwei Jeeps. Etwas entfernt steht eine Gruppe von Offizieren, Amerikaner und Polen, auch jener hagere Major, der ihn vernommen hatte.

Papiere werden ausgetauscht. Naujocks muß mit dem Bewacher den ersten Jeep besteigen. Die Polen salutieren, besteigen den zweiten Jeep. Die Gefängnistore schwingen weit auf ...

Die Stadt. Ruinen. Nur wenige Lampen brennen. Einige Menschen, die scheu ins Dunkel zurückweichen. Dann zerborstene Quadern, das ehemalige Parteitag-Gelände in Langwasser bei Nürnberg.

Ein breites Lagertor. Wachen auf Türmen. Scheinwerfer, die über das Gelände tasten, Gefangene, die sich zwischen den amerikanischen Armee-Zelten und verwitterten Holzbaracken bewegen.

„Nicht sehr einladend hier", verabschiedet sich der polnische Major, „aber dies ist nur eine Zwischenstation — in Warschau werden Sie anders liegen ..."

Aber dazu kommt es nicht mehr. Denn kurz darauf muß der polnische Vernehmungsoffizier die Akte mit dem Vermerk schließen:

GEFANGENER ALFRED HELMUT NAUJOCKS AUS NÜRNBERG GEFLOHEN. GROSSFAHNDUNG IN ALLEN BESATZUNGSZONEN DEUTSCHLANDS DURCH ALLIIERTE GEHEIMDIENSTE EINGELEITET ...

Auch Generale spielten wacker mit

Der Mann, der den Krieg begonnen hat, war untergetaucht. Das Rätsel um den „Toten von Gleiwitz" blieb vorerst ungelöst.

Und das war sehr seltsam. Denn offenbar wußten nicht nur die Regisseure und Akteure der Aktionen in Oberschlesien Bescheid.

Aus jenen Tagen stammen folgende Dokumente:

17. August, Eintrag im Tagebuch des Generalstabschefs General Halder:

„Canaris, Hi(mmler), Hey(drich) am Obersalzberg. 150 polnische Uniformen und Ausrüstungsgegenstände für Oberschlesien."

19. August, Eintragung im Kriegstagebuch der Abwehrabteilung II (Sabotage):

„Übergabe der aus Breslau gekommenen Wagen mit Beladung, polnischen Uniformen und Ausrüstungsstücken."

War also auch die Wehrmachtsführung informiert, welches Schauspiel in Oberschlesien für die Weltöffentlichkeit veranstaltet werden sollte? Wußte die Wehrmachtsführung, wozu polnische Uniformen und Ausrüstungsstücke dienen sollten? Wußte sie, was Gestapo-Müller wirklich plante, was er unter „Konserven" verstand?

Telegramme von der Großmutter

Schauplatz Gleiwitz:

Alle Vorbereitungen für die „Aktion" sind getroffen. Im Hotel „Haus Oberschlesien" warten Alfred Naujocks und seine Männer nervös auf ihren Zimmern. Sie warten auf ein bestimmtes Stichwort.

Zwischen Heydrich, Gestapo-Müller und Naujocks besteht nämlich folgende Verabredung:

Sobald Angriffstag und Angriffsstunde des Kriegs gegen Polen festgelegt worden sind, wird Heydrich mindestens vierundzwanzig Stunden vorher an Müller in Oppeln und Naujocks in Gleiwitz je ein gleichlautendes Telegramm schicken. Der Text: „GROSSMUTTER ERKRANKT." Das bedeutet höchste Bereitschaftsstufe.

Mit einem zweiten Telegramm wird Heydrich den Befehl zum endgültigen Beginn der Aktion geben. Dieses Telegramm wird lauten: „GROSSMUTTER GESTORBEN."

Am 25. August, etwa um 4 Uhr nachmittags, sitzt Naujocks wieder vor seinen Skizzen und Plänen, rechnet noch einmal den genauen Zeitablauf durch, prüft noch einmal die Einteilung seiner Männer.

Da klopft es an der Tür. Draußen die Stimme des Portiers: „Ein Telegramm für Sie!"

Naujocks öffnet, liest: „GROSSMUTTER ERKRANKT."

Tatsächlich hat Hitler am 25. August 1939, exakt um 15.05 Uhr, den Angriffsbefehl gegen Polen ausgegeben und als Zeitpunkt festgelegt: 26. August, 5 Uhr 45 morgens.

Drei Stunden und fünfundzwanzig Minuten später aber zieht Hitler seinen Angriffsbefehl eilig zurück. Ein entsetzliches Durcheinander wird die Folge sein.

Ein Durcheinander, durch das beinahe den Deutschen und der Welt damals schon bekanntgeworden wäre, welch eine schandbare „Inszenierung" in Oberschlesien bevorstand.

In der nächsten 

★ **Deutsche Polizisten wollen meutern**

★ **Sieben Reisende mit gefährlichem Gepäck**

★ **Flucht aus Nürnberg: beinahe ertrunken**

Wissenschaftliche Mitarbeit:
Dr. Gerd Biermann (Universitäts-Kinder-Poliklinik, München)
und Frau Dr. med. Renate Biermann.

Fehlstart ins Leben

Im Alter von 14 Jahren muß die Mehrzahl unserer Jugendlichen den Beruf wählen, also eine Entscheidung fällen, die das ganze Leben beeinflußt.

Das ist viel zu früh. Aus folgenden Gründen:

Die meisten 14jährigen jungen Menschen stecken mitten in der Pubertätskrise. Sie ringen mit sich selber, ringen um ihre Einstellung zur Liebe, zur Umwelt. Sie sind noch nicht fähig, einen realisierbaren Lebensplan aufzustellen. Sie sind unreif.

Auch körperlich ist die Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen. Selbst der beste Facharzt kann nicht voraussagen, wie sich ein 14jähriger Mensch weiterentwickeln wird.

Die 14jährigen wissen einerseits zuwenig über sich selber, ihre Fähigkeiten und Neigungen, andererseits zuwenig über die Berufe, die sie wählen können und wollen. Denn die meisten Jugendlichen haben heutzutage keine Gelegenheit, wirklichen Einblick in die Welt der Arbeit zu bekommen.

Der Reutlinger Soziologe Ulrich Beer stellt dazu fest: „Die durch Anschauung gewonnene Berufskenntnis des Kindes erstreckt sich fast ausnahmslos auf ältere handwerkliche und heute weniger bedeutsame Berufe ... Selbst den Beruf des Vaters kennen das heutige Kind und der Jugendliche kaum."

Dazu ein Beispiel:

Der 12jährige Sohn eines Psychologen wird gefragt: „Was ist denn dein Vater?"

„Psychologe."

„Ja, was macht er denn da?"

„Er fährt viel mit dem Auto rum. Abends kommt er spät nach Hause, legt sich aufs Sofa, liest die Zeitung und dann schläft er ..."

Aber woher sollen unsere Kinder die Information über den Beruf ihrer Zukunft bekommen?

Die Schule bemüht sich zwar, diese Informationen zu vermitteln, aber sie scheitert offenbar kläglich. Symptomatisch allein schon die Schulbücher mit ihren kitschig altväterlichen Texten.

Bei einer Umfrage unter Schülern ergab sich ausnahmslos, daß alle gern mehr über Berufe gehört hätten. Eine Untersuchung des Pädagogen Walter Jaide bei 1600 Großstadt- und Landkindern aus den beiden letzten Volksschul-Klassen in Niedersachsen führte zu folgendem kläglichem Ergebnis: Nur 3 Prozent der Befragten zeigten gründliche Kenntnisse ihres erstrebten Berufes!

Also bleibt es die Aufgabe der Eltern, sich mit der Berufswahl ihres Kindes auseinanderzusetzen. Aber es heißt die Eltern überfordern, wenn sie die ungeheuer komplizierte Frage beantworten sollen: Für welchen Beruf eignet sich mein Kind? In welchem Beruf wird dieser junge, unreife Mensch am meisten leisten können und deshalb natürlich auch am meisten Befriedigung finden?

Eine Untersuchung des Max-Planck-Instituts für Arbeits-Physiologie in Dortmund zeigte: Nicht die persönliche Begabungsrichtung, nicht die Wünsche des Jugendlichen entscheiden meistens seine Berufswahl, sondern der Stand von Wachstum und Entwicklung.

Beim 14jährigen sind, wie schon gesagt, körperlich noch keine definitiven Voraussagen zu machen. Das paradoxe Ergebnis der Berufswahl „nach Zentimetermaß und Waage" schildert der Münchner Kinderkliniker Hellbrügge:

„Kinder, die schnell gewachsen sind, werden in der Regel Berufen zugeführt, die eine besondere körperliche Kraft erfordern (Bauarbeiter, Metzger, Schlosser, Schreiner etc.).

Spätentwickler, die mit 14 Jahren ihr Wachstum noch lange nicht beendet haben, werden Berufen zugeführt, die keinen größeren körperlichen Einsatz erfordern. (Drogist, Buchbinder, Friseur, Schneider etc.).

Da die Frühentwickler meistens ausgewachsen sind, die Spätentwickler noch eine längere Zeit weiterwachsen, ist der 19jährige Friseur dem 19jährigen Metzger und Schlosser in seinen Körperkräften oftmals überlegen ..."

Aus diesem Grund fordern vor allem die Ärzte immer wieder mit Nachdruck, daß in Deutschland grundsätzlich eine Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahr eingeführt wird, wie sie in den Vereinigten Staaten, in England, in Frankreich längst gesetzlich verankert ist.

Die Jugendlichen selbst denken heute meistens sehr realistisch über die Wahl des Berufes. Oft sogar zu realistisch, kritisieren die Erwachsenen.

Aus seiner breiten Erfahrung heraus sagt der Jugendpsychologe Heinz Remplein: „Die Jugend denkt nüchterner, sachlicher, wählt den Beruf weit häufiger im Hinblick auf Verdienst- und Erfolgsmöglichkeiten ... Das bietet den Vorzug, daß dieser Jugend die schmerzlichen Enttäuschungen erspart bleiben, die viele Idealisten und Träumer der älteren Generation erleben mußten ..."

> Ein Kapitalfehler unseres Ausbildungssystems: die Berufswahl schon im vierzehnten Lebensjahr. In diesem Alter kann noch kein Kind wissen, was es werden will.
> Daher die Forderung: Schulpflicht bis zum sechzehnten Lebensjahr!

Soweit der Vorteil.

Andererseits führt die zu realistische und nur materielle Anschauung zu einem unguten Extrem. Dann erkundigen sich nämlich 14jährige Lehrlinge vor Antritt der Arbeit bereits nach der Altersversorgung. Und die jungen Leute haben zum erwählten Beruf überhaupt keine Beziehung mehr. Es ist ihnen völlig gleichgültig, ob sie an der Herstellung eines Autos oder an der Fabrikation von Waschmaschinen mitwirken — Hauptsache, der Lohn und das Betriebsklima stimmen.

Der 14jährige weiß ja noch nicht, daß er sein Leben lang unbefriedigt „dahinwerkeln" wird, wenn er nicht jetzt das richtige Verhältnis zum gewählten Beruf findet.

Um den Eltern zu helfen, haben Pädagogen und Psychologen Tests entwickelt, mit deren Hilfe man Berufsinteresse, Begabungsrichtung und Entwicklungsstand des jungen Menschen prüfen kann.

Von diesen Möglichkeiten sollten alle Eltern Gebrauch machen. Sie sollten sich nicht scheuen, mit ihren Kindern zu den Berufsberatern zu gehen. Adressen sind über die ohnehin ziemlich unbeschäftigten Arbeitsämter zu erfahren.

Es genügt in unserer komplizierten Spezialisten-Welt einfach nicht mehr zu sagen: „Der Peter kann so gut zeichnen, der soll technischer Zeichner werden." Hier endet die Fähigkeit der Eltern, ihr Kind selbst zu beurteilen und zugleich auch noch den Arbeitsmarkt in Betracht zu ziehen.

Dann kommt es zu Zufalls-Berufen: Die Eltern wählen den Beruf ihres Kindes allein nach dem Angebot im Stellenanzeiger, nach der Höhe des Lehrlings-Lohns oder irgendwelcher sozialer Vergünstigungen.

Es bleibt als größtes Problem der 14jährigen Berufsanfänger: ihre seelische Unreife. Mitten in der Pubertätskrise werden sie aus der vergleichsweise behüteten Welt der Schule und Familie in die harte Arbeitswelt gestellt.

Üblicherweise werden am Arbeitsplatz unter Erwachsenen sexuelle Dinge in aller Offenheit erörtert. Mit Vorliebe werden Witze und Zoten erzählt und mit den neuesten „Erfolgen" geprahlt.

Die meisten Jugendlichen wagen sich nicht gegen diese „Aufklärung" zu wehren, aus Angst, verspottet und nicht für voll genommen zu werden.

Drei Beispiele mögen die Haltung der jungen Leute dazu demonstrieren, zitiert aus einer Befragung der Christlichen Arbeiterjugend. Von 2000 befragten Jugendlichen erklärten nur 140 (7 Prozent) ihr Betriebsklima für „sauber".

Ein 18jähriger: „Mich widern die Gespräche an, die in unserer Fabrik geführt werden. Wenn ich das alles als 14jähriger hätte mitanhören müssen, wäre ich versackt."

Ein anderer Junge: „Ich bin erst 17 Jahre alt, aber wenn Männer und Frauen zusammen arbeiten, und es ist ein Lehrbub dabei, dann ist es schlimm. Die Frauen sind noch gemeiner als die Männer."

Eine junge Textilarbeiterin sagt: „Jedesmal, wenn ich mich an meinen Arbeitsplatz unter die Frauen setze, muß ich zuerst ein Gefühl des Ekels überwinden, weil sie schon wieder dabei sind, ihre ‚Erlebnisse' auszupacken."

Ich habe in diesem Bericht über das unbekannte Wesen Kind immer wieder aufgezeigt: Nur eine positive Erziehung zur Liebe, ein ständig geführtes offenes Gespräch zwischen Eltern und Kindern macht immun gegen üble Einflüsse. Das gilt auch hier wieder.

Unsere Kinder gehen in das Leben hinaus, und sie nehmen genau das mit, was wir ihnen mitgegeben haben. Waren die Eltern gehemmt, hatten sie aus falschen Schamgefühlen die „rohen, gemeinen Dinge" verschwiegen, dann ist der junge Mensch schlecht gewappnet.

Um so mehr und um so schneller wird er den Einflüssen der Umwelt erliegen, je weiter er sich aus der elterlichen Obhut entfernt. Soll aber aus dem Kind ein Erwachsener werden, so muß sich der Heranwachsende vom Elternhaus lösen.

Eltern müssen jetzt loslassen und dennoch immer da sein, wenn das Kind, der junge Mensch sie braucht — als Gesprächspartner, als Freunde, als Berater. Nicht aber als Befehlsgeber, als autoritäre „Gewalt". Wenn es überhaupt ein Geheimnis der Erziehung gibt, dann ist es wohl dies — es gilt vom ersten Schrei bis zur ersten Liebe, vom Trotzalter bis zum Eintritt des Kindes „ins Leben".

ENDE

ETWAS VON JENEM FEURIGEN, SÜDLICHEN CHARME... MON CHÉRI



DEUTSCHES ERZEUGNIS

MON CHÉRI

die Spezialität mit der echten Piemont-Kirsche aus Italien



Der **König** und die Sünderin



Ein galanter Roman um die schöne Wilhelmine

von Ernst von Salomon

In Sanssouci regiert der Alte Fritz. Nachfolger wird sein Neffe Friedrich Wilhelm sein. Damit der Thron gesichert ist, soll der Prinz heiraten. Elisabeth von Braunschweig ist die vom König bestimmte Braut — nach Liebe wird dabei nicht gefragt. Während man Verlobung feiert, rumpelt eine Reisekutsche durch Berlin. Ihr Passagier: Casanova, der Abgott der Frauen. Das Schicksal führt ihm zwei Mädchen über den Weg: die Schwestern Encke, Töchter eines Hoftrompeters und Kneipenwirts. Christiane Encke, Geliebte des russischen Grafen Matuschkyn, ist Figurantin bei der Oper. Wilhelmine, fast noch ein Kind, verspricht eine Schönheit zu werden. Seltsam sind Wilhelmines Träume: Sie sieht sich als Königin. Casanova interessiert sie brennend. Nur ungern läßt sie ihre hübsche Schwester mit ihm ins „Hotel de Paris" fahren.

Casanova mußte zugeben: Kein Mahl in Paris konnte köstlicher sein als das, welches Monsieur Noël im Berliner „Hotel de Paris" bereitet hatte. Monsieur Noël war der Leibkoch des großen Königs. Aber er trat als solcher nur in Erscheinung, wenn der Hof in Berlin war. Weilte der König in Potsdam, so hatte Monsieur Noël nichts zu tun.

Nicht Casanova war, so schien es, der Mittelpunkt

Der König und die Sünderin

des heiter-festlichen Mahles, sondern Christiane Encke, die Tochter des Kneipenwirtes und Trompeters. Das Berliner Kind hieb mit Jubel ein in die seltenen Gerichte.

Casanova sah es mit Vergnügen. Wer so mit Leib und Seele aß, war auch, dessen war der Chevalier aus langer Erfahrung gewiß, in anderen Dingen mit Leib und Seele dabei.

Und Christiane trank. Rasch, gierig, mit glänzenden Wangen gänzlich dem Genuß hingegeben.

Sie lachte und sang. Mit schwimmenden Augen erhob sie sich plötzlich, breitete die Arme aus und rief aus tiefstem Grunde der Berliner Seele:

„Im Himmel ist Hochzeit! Ick wer' verrückt!"

In der Tür zu dem kleinen Saal stand im Halbdunkel plötzlich ein Mann, belichtet und beschattet von den flimmernden Kerzen, in einen weiten Mantel gehüllt.

Casanova wußte sofort, wer es war.

Der Mann im Mantel wußte sofort, wer der Herr im flohfarbenen Taftrock mit den Brillantschließen war.

Beide Herren bewegten sich gemessen aufeinander zu.

Sie blieben voreinander stehen und verbeugten sich gleichzeitig.

Dann sagte Casanova mit einem leichten Lächeln in den Mundwinkeln: „Graf Matuschkyn ...?"

Graf Matuschkyn erwiderte mit genau dem gleichen Lächeln: „Chevalier de Seingalt?"

Madame Rufin, die Besitzerin des Hotels, rauschte sogleich herbei. „Die Herren kennen sich?"

Der Chevalier sagte: „Wir haben voneinander gehört."

Christiane Encke wurde müde. Vor ihren Augen begannen die Bilder zu verschwimmen. Graf Matuschkyn hatte sie zwar begrüßt, mit einer Art flüchtiger Zärtlichkeit ihre Wange getätschelt und ihr lächelnd ins Ohr geflüstert, er habe eine kleine Wohnung — endlich ein Nest für die Liebe, wie er sagte.

Aber dann mußte Christiane sehen, wie der Graf mit tiefem Blick in den Busen der hübschen Madame Greve aus Hamburg versank und deren Hand zu küssen begann, von den Fingerspitzen an bis zum Gelenk, während ihr Gemahl, der königliche Kaufmann, mit einem seligen Lächeln zusah.

Der Chevalier streichelte von Zeit zu Zeit begütigend die Hand der so arg vernachlässigten Christiane Encke und fragte, was sie gern möchte. Christiane erwiderte mit lauter Stimme, sie möchte einmal kräftig in die Suppe hauen.

Worauf Madame Rufin, immerwährend aufmerksam, Christiane unter den Arm nahm: „Kindchen, Sie müssen an die frische Luft!"

Die frische Luft tat Christiane wohl. Als sie aber merkte, daß Madame sie einfach im Empfang in den kleinen Sessel neben der staubigen Palme abgeladen hatte, ging sie nicht zu den nunmehr eifrig spielenden Gästen des Hotels zurück. Da sie nicht mehr ganz sicher auf den Beinen war, befahl sie dem schläfrigen Hausburschen, sie auf ihr Zimmer zu führen.

„In welches Zimmer?"

Sie sagte schlicht: „In das Zimmer des Grafen Matuschkyn."

—

Casanova hatte seine letzte Dublone gesetzt und gewann. Er spielte ruhig und überlegt. Er kannte das Sprichwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel — und er verachtete es.

Er spielte nicht, um reich zu werden, sondern um ohne Reichtum zu leben wie ein Reicher.

Das einzige, was er wirklich verlieren mußte, war die Jugend, die es ihm erlaubte, das Leben zu genießen. Er fürchtete das Alter. Er hatte begonnen, an seine Memoiren zu denken. Seine Memoiren mußten ihm eine Altersrente verschaffen.

In seinem reichen, abenteuerlichen Leben hatten vorwiegend Frauen eine Rolle gespielt, niemals das Geld, wie offenbar bei diesem Tropf, dem Grafen Matuschkyn.

Matuschkyns Weg ging über die Frauen zum Geld, Casanovas Weg über das Geld zu den Frauen, das war der Unterschied.

Als er genug gewonnen zu haben glaubte, um in nächster Zeit nicht mehr an das schmutzige Geld denken zu müssen, weigerte sich Casanova, dem Kaufmann aus Hamburg Revanche zu geben. Er müsse sich jetzt zu Bett begeben.

Ein Blick der Madame Greve begleitete ihn.

—

Christiane war auf das Bett gefallen. Sie weinte vor sich hin. Der schöne Graf war sicherlich böse, weil sie sich von dem unbekannten Herrn, den sie drunten mit Respekt „Casanova" genannt hatten, zum Essen hatte einladen lassen.

Was hatte sie sich eigentlich erhofft? Sie wollte raus aus der Kneipe des Vaters, aus der Küche der Mutter. Graf Matuschkyn hatte sich für sie interessiert, und nun war er böse mit ihr, hatte es ihr gezeigt, mit dieser blonden Hamburgerin poussiert ...

Wenn er jetzt käme, müßte sie alles tun, damit er wieder gut wäre mit ihr — aber er kam nicht.

Sie fuhr hoch. Er kam doch!

Kaum hatte Casanova sein Zimmer betreten, fühlte er sich umschlungen. Ein nasses Gesicht preßte sich an das seine, zärtliche Arme umfingen ihn und eine Stimme flüsterte: „Ich wußte ja, daß du kommst!"

Das Glück war wieder bei ihm!

Er küßte einen halb geöffneten Mund. Seine Hände umspannten den bebenden Körper. Die Haut des Mädchens war heiß und trocken.

Jede Frau war anders in ihrer Bereitschaft — diese hier eine leichte Beute. Er hörte sie flüstern: „Sag, kriege ich die Rolle, die du mir versprochen hast?"



Christiane blieb unter der Tür stehen:
„Graf Matuschkyn, Sie sind mir eine Erklärung schuldig!"

Der Chevalier ließ sie augenblicklich los. Er schluckte einmal, dann sagte er mit fester Stimme: „Ich habe dir nichts versprochen, mein Kind!"

Das Zimmer war vollkommen dunkel. Er hörte hastiges Atmen, dann heißes, unterdrücktes Weinen.

Casanova rührte sich nicht. Sie hat mich für diesen Matuschkyn gehalten, dachte er. Diesen Irrtum nütze ich nicht aus!

Laut sagte er: „Beruhigen Sie sich, mein Kind. Ich will Sie nicht betrügen!"

„Entschuldigen Sie!" kam es vom Bett her.

Casanova tastete sich zum Fenster, öffnete es und löste die Läden. Es dämmerte schon. Ein Laternenanzünder mit Leiter und Ölfunzel war unterwegs, um die wenigen Lampen zu entzünden.

Christiane lag auf dem Bett, den Kopf in die Kissen gedrückt.

Casanova lächelte, ging auf Zehenspitzen zum Bett, setzte sich und legte Christiane die Hand auf die Locken. „Du liebst ihn wohl sehr, deinen Matuschkyn?"

Christiane sagte mit einem kleinen Schluchzer: „Er will mich heiraten."

„Soso . . .! Und dann?"

Christiane erwiderte mit einem gewissen Stolz: „Und dann fahren wir auf seine russischen Güter!"

„Soso! Und warum hat er dich noch nicht geheiratet?"

Christiane zog die Nase hoch. „Erst muß er doch seine Lotterie eingeführt haben! Deswegen ist er doch hier!"

„Und was ist das mit dieser Lotterie . . .?" fragte Casanova.

Christiane sagte trotzig: „Das weiß ich doch nicht. Immer hockt er mit diesem Calzabigi zusammen, der hier die Lotterie macht."

„Soso . . .!" Casanova beugte sich über sie. „Erzähl mir was von deinem Matuschkyn und seiner Lotterie und diesem Calzabigi . . ."

—

So stark war die Ausstrahlung des Namens Casanova, daß die blonde junge Frau Greve aus Hamburg keinen Augenblick auf den Gedanken kam, der berühmte Liebesheld könnte ihren Blick mißverstanden haben. Als die Herren nur noch Auge und Ohr für ihr Spiel hatten, erhob sie sich und ging.

—

Als der Stadtsoldat an der Ecke sah, daß alle Lampen angezündet waren, schlug er Feuer und machte in seiner kleinen Öllampe, die er vor der Brust im Säbelgehänge trug, auch Licht. Er ging auf das Hotel de Paris zu — zwei Kinder hatten sich am Sims des einen Fensters hochgezogen und starrten in ein erleuchtetes Gemach.

Der Stadtsoldat kannte die beiden: Der Junge war der Sohn des Hofgärtners Rietz. Das Mädchen mit den kurzen, braunen Zöpfen war die Tochter des Hoftrompeters Elias Encke, in dessen Kneipe der Stadtsoldat zuweilen sein Weißbier trank.

Er packte die Kleine am Zopf — und den Jungen am Hosenbund: „Na, wat jibts denn da zu kieken?"

Die beiden Kinder reagierten



nicht. Erst nach einer Weile bemerkte Wilhelmine Encke: „Der Lange da, der mit den Schlitzaugen, das is der Russki von meiner Schwester Stine. Aber die Stine is nich da . . . und der Herr aus der Kutsche auch nich!"

Der Stadtsoldat zog Wilhelmine am Zopf: „Na, kleb man nich hier ans Fenster!"

„Wo ich doch die Stine nach Haus rufen soll, weil es dunkel wird!"

„Denn geh doch rein und hol sie!"

Doch Wilhelmine sah den Stadtsoldaten verächtlich an: „Was versteht Er denn davon?" Um plötzlich aufgeregt zu rufen: „Da! Was tut er denn, der Russki . . .!"

Nun blickte auch der Stadtsoldat interessiert in das Gemach. Der Graf Matuschkyn hatte sich erhoben und ging mit nicht ganz sicheren Schritten zur Tür, wo er nach seinem Degen griff, den er dort abgelegt hatte.

Wilhelmine rutschte vom Sims. „Jetzt geht's los!" rief sie und rannte ins Haus.

—

Madame Rufin hatte die gewohnte Runde durch ihr Hotel vollendet. Sie wollte sich gerade wieder in das Table-d'hôte-Zimmer begeben, wo ihre Gäste wohl noch beim Spiel saßen, als plötzlich ein kleines Mädchen auf sie zurannte und rief: „Schnell! Er bringt ihn um!"

Madame erschrak: „Was ist los?"

„Na, der Russki doch, den Herrn, der mit der Stine gekommen ist!" Eine kleine Hand packte Madame Rufin. Das Kind zerrte sie zur Treppe, die nach oben führte.

Madame Rufin eilte mit dem Kind auf das Zimmer zu, in das sie den Chevalier de Seingalt eingewiesen hatte.

Die Tür war nicht verschlossen. Madame Rufin, das Kind an der einen Hand, einen Leuchter in der anderen, betrat das Zimmer.

Der Chevalier de Seingalt saß auf dem Bett und blinzelte in das Licht. Auf dem Bett hockte, nur leicht derangiert, Christiane.

Als Graf Matuschkyn kurz darauf gemächlich die Tür des Zimmers öffnete, stand mitten im Raum der Chevalier de Seingalt in inniger Umarmung mit Madame Rufin. Sie löste sich nun von einem langen Kusse und sagte über die Schulter Casanovas hinweg: „Darf ich Sie daran erinnern, Graf, daß Sie heute morgen Ihr Zimmer aufgegeben haben?"

Graf Matuschkyn erschrak, er erinnerte sich. „Entschuldigen Sie tausendmal, Madame. Ich hatte . . ."

Jetzt aber drehte sich der Chevalier zu ihm um. „Wenn Sie die Demoiselle Encke suchen, Graf, sie muß noch im Haus sein!"

Der Graf zog sich verwirrt zurück. Der Flur war dunkel. Nur ein schwacher Lichtschein zeichnete die Umrisse einer Tür.

Der Graf taumelte gegen diese Tür.

Sie öffnete sich, ein weißer Arm winkte.

Im nächsten Augenblick lag Graf Matuschkyn in den Armen der ehrbaren Hamburger Kaufmannsfrau Greve.

—

Madame Rufin löste sich durchaus noch nicht sogleich von dem Manne, in dessen Armen zu liegen der Traum so vieler Frauen war. „Die Pflichten einer Wirtin sind von vielerlei Art!" sagte sie lächelnd.

Casanova drückte sie zärtlich an sich: „Auch die Rechte!"

Dann drehte er sich nach den beiden Kindern um, die zwischen Schrank und Tür verschreckt und steif aufgereiht standen.

„Ich will sehen, ob die Luft rein ist!" Er ging zur Tür, öffnete sie und blickte in den Gang hinaus.

Plötzlich wandte er sich um. Er flüsterte Christiane Encke zu: „Er ist nebenan! Nutzen Sie Ihre Chance, mein Kind! Spielen Sie die Rolle Ihres Lebens!" Dabei schob er sie zur Tür.

Christiane, neugierig verfolgt von den Blicken Casanovas und ihrer Schwester Wilhelmine, ging auf die Nebentür zu und öffnete sie.

Das Licht einer Kerze erleuchtete den Grafen Matuschkyn in Umarmung mit Madame Greve.

„Graf Matuschkyn!" sagte Christiane prononciert, „Sie sind mir eine Erklärung schuldig!"

Sie wartete eine Sekunde, schnickte den Kopf stolz zurück, warf die Tür zu und ging zur Treppe.

Wilhelmine rannte ihr nach. Sie packte bewundernd die Hand ihrer Schwester. „Au weia! Jetzt hast du ihn aber am Wickel!"

—

Der Geheime Staatsrat Calzabigi bewohnte ein prächtiges Haus Unter den Linden. In der Vorhalle, ganz modern im Stile Ludwig XV., übergab der Chevalier de Seingalt einem Bedienten seine Karte.

Der Geheime Staatsrat Calzabigi segelte auf den Chevalier de Seingalt zu und begrüßte ihn so herzlich, daß dieser sich geradezu nach Paris zurückversetzt glauben mußte. Er küßte ihn auf beide Wangen, während eine stattliche Dame im Hintergrunde der rührenden Szene leicht amüsiert zuschaute.

Casanova blickte in gewohnter Routine der Gemahlin des alten Geschäftsfreunds in die Augen. Er war nicht überrascht, ein spöttisches Blinzeln wahrzunehmen.

Sie reichte ihm eine Hand, die mit Juwelen geschmückt war.

„Selbst ein Casanova darf mich nicht davon abhalten, mein Publikum im Theater zu entzücken", sagte sie und rauschte davon.

„Meine Frau ist die Primadonna der hiesigen Oper", erklärte Calzabigi, indem er den Chevalier in den Salon dirigierte. „Sie ist der Liebling der Berliner Theaterwelt — sie ist mein Kredit."

Er schlug Casanova, die Augen zukneifend, auf die Schulter.

„Ich bin froh, daß Sie hierher gekommen sind", sagte er. „Ich brauche Sie!" Mit den gleichen Worten hatte er ihn seinerzeit in Paris begrüßt, es waren sechs Jahre her.

Während die Herren sich niedersetzten, blickte sich Casanova im Salon um: „Sie verstehen zu leben, Herr Geheimer Staatsrat!"

„Geheim ist", sagte Calzabigi, „daß ich keinem Staat rate!"

„Sondern . . .?"

„Sondern dem König, der mein Geschäftspartner ist. Nur darf es niemand wissen!"

„Reden wir vom Geschäft!" sagte Casanova.

Damals in Paris waren Calzabigi

und Casanova Direktoren der französischen Lotterie geworden, wenn auch die Herrlichkeit nicht lange dauerte.

„Intrigen!" erinnerte sich Calzabigi düster. Aber wie war die Lage jetzt, hier in Berlin? Nun, Calzabigi hatte Erfolg. Der König hatte ihm die Erlaubnis gegeben, die Lotterie zu betreiben — sie war teuer gewesen.

„Und jetzt will er mir die Lizenz kündigen!" sagte Calzabigi.

„Wieviel haben Sie ihm gezahlt?"

„Zweihunderttausend Taler!"

„Dann will er vierhunderttausend!" sagte Casanova.

„Er glaubt nicht, daß es auf die Dauer gut geht. Er will nicht, weil ich vor einem Jahr in Brüssel Bankrott gemacht habe."

Casanova wiegte bedauernd den Kopf. „Warum nimmt der König die Lotterie nicht in eigene Regie?"

Calzabigi war begeistert: „Sagen Sie ihm das, Chevalier! Mir will er nicht glauben! Dabei ging die Lotterie ganz gut. Vom System des Lotto versteht der König nichts, will nichts davon verstehen! Aber sein Hof ... oder die Höfe seiner Brüder und der Weiber, was machen die Leute an den langen Winterabenden? Sie spielen Lotto!"

Casanova sagte langsam: „Und ... dieser ... Graf ... Matuschkyn?"

Calzabigi nickte traurig: „Das wissen Sie also auch schon! Der ist bei mir in Vertrag! Weil ich jemand brauchte, der es verstand, sich in der Gesellschaft zu bewegen."

„Seine südrussischen Güter liegen auf dem Mond!" sagte der Chevalier de Seingalt voller Verachtung. Er erhob sich. „So bleibt mir nichts anderes übrig ..."

Calzabigi sprang entsetzt auf: „Sie wollen mich doch nicht verlassen?"

Casanova lächelte: „Im Gegenteil! Meinen Vertrag mit Ihnen machen!"

—

Auf dem Heimweg bemerkte der Chevalier de Seingalt vor dem Hotel de Paris einen kleinen Auflauf. Vor dem Haus stand eine Sänfte, die von zwei stämmigen Lakaien getragen und von zwei wunderlichen Figuren in wunderlichen Trachten bewacht wurde: einem Mohren und einem Tibetaner.

Mylord Keith, der Marishal von Schottland und Freund des Alten Fritz, hatte begehrt, im Hotel de Paris bei Monsieur Noël, dem Leibkoch des Königs, erlesen zu speisen.

Casanova hatte den greisen Lord in London einmal gesehen, vor einem Jahr, als dieser seine Familiengüter wiedererhalten sollte.

Casanova beeilte sich, den Gasthof zu betreten.

Mylord war in keiner Weise erstaunt, als sich ihm der Chevalier de Seingalt vorstellte. Er freue sich, sagte der freundliche Greis, den berühmten Reisenden wiederzusehen, wobei er den Chevalier einlud, an seinem Tische Platz zu nehmen.

Gewohnt, den Mantel Gottes am Zipfel zu ergreifen, wann und wo auch immer er vorüberwehte, erklärte Casanova, er würde sich gern in Berlin niederlassen, wenn der König ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung geben wolle. Er ließ einige Worte fallen über Pläne, die mit der Fortführung der Lotterie des Geheimen Staatsrates Calzabigi zusammenhingen.

Mylord Keith gab ihm lächelnd

den Rat, doch bei Seiner Majestät brieflich um eine Audienz nachzusuchen.

So zog sich der Chevalier sogleich, nachdem er sich respektvoll verabschiedet hatte, in sein Zimmer zurück. Er formulierte lange an dem Brief. Er siegelte ihn sorgfältig mit dem selbsterfundenen Wappen und machte sich auf den Weg, das Schreiben auf der nächsten Posthalterei abzugeben. Die aber war in der Spandauer Straße.

Als Casanova die Kneipe „Zum kleinen Trompeter" erblickte, gelüstete es ihn, sich nach dem Befinden der Demoiselle Christiane Encke zu erkundigen.

Auf den Stufen zur Haustür hockte das kleine, sonderbare Mädchen mit den Rattenschwänzen von Zöpfchen, ein Buch auf den Knien.

Das Kind bemerkte ihn nicht. Es blickte erst hoch, als er an einem der Zöpfchen zupfte. Wilhelmine sagte in bestem, fast akzentfreiem Französisch: „Qu'est-ce que vous voulez, mon papa?" Dabei fiel das Buch herunter.

Der Chevalier hob es rasch auf: „Du sprichst Französisch, ma petite?"

„Nein, ich lerne es bloß."

Casanova betrachtete das Buch. Ein Textbuch — französisch — der Molièreschen Komödie „Der eingebildete Kranke".

Casanova lachte: „Ah, du willst wohl zum Theater?"

Doch Wilhelmine erwiderte ernsthaft: „Ich doch nicht! Die Stine!" Und setzte schnell fort: „Was hast du da für 'n Brief?" Sie grapschte nach dem Brief und las laut die Aufschrift: „An Seine Majestät... Kennst du den König?"

„Ich will ihn kennenlernen!"

„Wenn du nach Potsdam fährst, nimmst du mich dann mit?"

„Ah, ich sehe schon, du willst Königin werden!" Casanova lächelte. Aber er erschrak, als er den Blick der Kleinen sah.

Wilhelmine erhob sich plötzlich und sah ihn unter zusammengezogenen Augenbrauen an: „Ich will zu meinem Freund Hannes Rietz in Potsdam. Und du nimmst mich mit! Abgemacht?"

—

Als der Chevalier de Seingalt durch einen königlichen Boten die Anweisung erhalten hatte, sich zu bestimmter Stunde an bestimmtem Ort einzufinden, mietete er sich einen Wagen und fuhr beim „Kleinen Trompeter" vor.

Wilhelmine saß auf ihrem Lieblingsplatz, auf den Treppenstufen. Als sie den Wagen heranrollen hörte, erhob sie sich und trat wie selbstverständlich an den Schlag.

Auf der Fahrt respektierte sie das Schweigen ihres Kavaliers und blickte aufmerksam zum Fenster hinaus. Sie trug ihr viel zu großes Kleid und setzte ihre Füße fest, aber einwärtsgestellt auf den Boden der Kutsche. Das erste Wort sagte sie, als sie im Park von Sanssouci bei den Treibhäusern angelangt waren: „Hier bleibe ich!"

Sie blickte zu einem Knaben hinüber, der über ein Beet gebeugt hockte. Es war der Bursche, der auf der Treppe „Zum kleinen Trompeter" versucht hatte, Wilhelmine zu küssen.

Casanova lächelte: „Hier wartest du auf mich!" sagte er und ging auf das Schloß zu, in seinem neuen, schwarzen Anzug, den Degen an der Seite, einen schlichten Federhut über dem wohlfrisierten, nach preußischer Sitte straff gehaltenen und gewichsten Zopf.

Es war erst drei Uhr, für vier Uhr war er bestellt.

Niemand war am Schlößchen zu



sehen, nicht einmal eine Schildwache. Casanova öffnete die Tür, die er am nächsten fand. Sie führte in ein ärmliches Zimmer mit einem schmalen Eisenbett hinter einem Wandschirm.

Er sah sich um: Ein kleiner Waschtisch, ein Handtuch, kein Schlafrock, keine Pantoffeln.

Casanova schloß die Tür und öffnete die nächste. Er sah ein Sofa, davor einen Tisch, darauf Papiere, Gänsekiele, ein Tintenfaß, einen Perückenstock. Und einen Kammerdiener.

Der Diener wandte sich um und sagte, ohne überrascht zu sein: „Sie wollen zur Bildgalerie? Ich zeige Ihnen den Weg, dies hier ist das Arbeitszimmer Seiner Majestät!"

Casanova erwiderte: „Ich bin gekommen, um den König zu sprechen!"

„In diesem Augenblick hält er sein kleines Konzert ab, in dem er die Flöte spielt. Das ist täglich nach Tisch sein Dessert. Hat er Ihnen eine Stunde bestimmt?"

„Ja, vier Uhr, er wird es aber vergessen haben."

„Der König vergißt nie etwas. Er wird sich pünktlich einfinden. Sie werden gut tun, ihn im Park zu erwarten."

So erging sich der Chevalier im Park.

—

Gerade als Wilhelmine den Hannes Rietz anrufen wollte, sah sie einen jungen Mann in ganz einfacher Uniform und eine Dame im weitesten Reifrock, den sie je gesehen.

Sofort hockte sich Wilhelmine hinter den großen Kübel eines Oleanderbaumes auf einen Stein, stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände.

Hannes blickte auf und rief zu Wilhelmine herüber: „Das ist der Prinz von Preußen mit seiner Braut, der Elisabeth von Braunschweig!"

Wilhelmine nickte und blickte ernsthaft auf das Paar, das sich dem Beet von Hannes näherte.

Sie hatte den jungen Prinzen von Preußen noch nie gesehen. Aber sie träumte von ihm, Tag und Nacht, und wie es im Traum geschieht, von einer anderen Welt, als es die ihre war. Hannes hatte ihr zwar lachend versichert, daß der Prinz von Preußen, der künftige König, „ein Mensch wie jeder andere" sei. Das konnte sie nicht glauben.

Sie träumte nicht von Menschen, die waren wie jeder andere. Sie konnte von sich selber auch nicht glauben, daß sie ein Mensch sei wie jeder andere. In ihren Träumen wurden der Prinz und sie zusammengeführt, weil sie eben nicht waren wie jeder andere.

Jetzt sah sie dem Prinzen entgegen, und in ihr brannte die Gewißheit, daß der Prinz, wenn er sie sehen werde, sogleich erkennen mußte, wer sie war.

Der Prinz ging an der Seite Elisabeths, doch sie sprachen nicht miteinander.

Der Prinz langweilte sich.

Als er Hannes sah, ging er seiner Dame einige Schritte voraus, dann schlich er sich an Hannes heran, hob den Fuß und trat ihm kräftig ins Hinterteil.

Hannes fuhr herum.

Der Prinz begann zu lachen: „Es war nur Spaß!"

Sofort drehte sich Hannes wieder um und wies ihm abermals sein Hinterteil. „Wenn es Spaß war, bitte bedienen Sie sich!" Der Prinz bediente sich.

Die Prinzessin war stehengeblieben und betrachtete angewidert die kleine Szene.

Wilhelmine hinter ihrem Kübel starrte unter zusammengezogenen Brauen auf die Dame, die sich nun mit einem Ruck umwandte und davonging, daß ihr Reifrock auf und nieder wippte.

„Was machen die Rosen?" fragte der Prinz.

„Die sind gut gekommen!"

Der Prinz hockte sich zu Hannes ans Beet: „Die meine ich nicht! Meine!"

Jetzt erhob sich Wilhelmine, ging auf den Prinzen zu und machte einen Knicks. „Guten Tag, Hoheit!"

Der Prinz musterte sie erstaunt. „Nennen Sie mich nicht Hoheit!"

Wilhelmine sah ihn ernsthaft an: „Sie haben zu mir Sie gesagt?"

Hannes richtete sich auf und sagte gleichgültig zu Wilhelmine: „Er nennt alle Leute ‚Sie'! Weil der König alle Leute Er nennt."

Ohne sich weiter um Wilhelmine zu kümmern, sagte der Prinz: „Was meine Rosen machen, habe ich gefragt, Tölpel!"

Hannes grinste. „Die Sie gezüchtet haben? Sie wollen nicht kommen!"

—

Die Prinzessin wippte durch einen Gang zwischen Taxushecken. Plötzlich blieb sie stehen: Ein Mann in schwarzer Kleidung schlenderte auf sie zu. Er sah sie, riß den Hut vom Kopf und verneigte sich auf höfische Manier.

„Wir haben uns in Braunschweig gesehen! Das heißt, ich Sie! Ich erkenne Sie sehr wohl! Sie sind der Chevalier de Seingalt!"

Casanova sagte: „Es erfüllt mich mit großem Stolz, daß ich Eurer Hoheit aufgefallen bin."

Die Prinzessin lächelte. „Nennen Sie mich nicht Hoheit! Noch nicht! Ich bin Durchlaucht, wenn Sie sich darunter etwas vorstellen können! Das ist nicht viel, das ist so gut wie nichts. Das darf einen Casanova nicht stören!"

Der Chevalier de Seingalt verneigte sich nochmals, ergriff die Hand, die wie bereit auf dem Reifrock lag, hob sie an seine Lippen und blickte der Prinzessin tief in die lachenden Augen.

„Sie werden nicht von mir verlangen, Durchlaucht, daß ich Ihnen von meiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzähle . . ."

„Das ist gewiß das Mindeste, was mich von Ihrem Leben interessiert!"

Casanova sah sich um. An den Beeten vor den Treibhäusern werkten der Prinz von Preußen, Hannes Rietz und Wilhelmine Encke.

Sie steckten kleine Schößlinge, knieten alle drei in der weichen, durchwühlten, schwarzen Erde. Sie waren ganz bei der Sache.

Der Prinz sagte: „Die Hacke da!"

Wilhelmine richtete sich auf, um die kleine Hacke zu ergreifen, ihre Füße verwickelten sich in ihrem langen Rock, sie schlug lang hin, die Röcke rutschten hoch.

Der Prinz lachte auf: „Bitte bedecken Sie sich, Madame!"

Schnell warf Wilhelmine ihre



Röcke zurück, blickte mit heißen Augen zum Prinzen, aber der grub wie ein Maulwurf mit der Hacke ein kleines Loch in die Erde und steckte ein Pflänzchen hinein . . .

Zwischen den Taxus-Wänden dehnte die Prinzessin die Schultern. „Ich werde hier sehr unglücklich sein! Aber ich will nicht so ein Leben führen wie die Frau des Königs und die Mutter des Prinzen. Sie müssen kommen, so oft wie möglich, und mir von Paris erzählen! Von den Geliebten des Königs! Und von den Geliebten der Königin!“ Schnell setzte sie hinzu: „Achtung, der König!“ und war im Seitenweg verschwunden.

Der Alte Fritz trug kleine Uniform ohne Epauletten und Orden und war in Stiefeln, wie sich Casanova notierte. Sobald er Casanova sah, kam er rasch auf ihn zu, zog seinen alten Hut und sagte barsch: „Sie sind Herr Casanova! Was wollen Sie von mir?“

Casanova, für einen Augenblick verwirrt, verbeugte sich tief, war aber noch nicht mit seiner Verneigung zu Ende, als der König schon fortfuhr: „Was sagen Sie zu meinem Garten? Sie werden mir sagen, die Gärten von Versailles sind viel schöner!“

„Sire, das liegt hauptsächlich an den Wasserkünsten!“

Der König sagte: „Hier gibt's kein Wasser! Ich habe mehr als dreimalhunderttausend Taler aufgewendet, um Wasser zu bekommen, doch vergebens!“

„Dreimalhunderttausend Taler!“ rief Casanova aus. „Sire! Wenn Eure Majestät diesen Betrag auf einmal ausgegeben hätte, müßte das Wasser da sein!“

„Auf einmal ausgeben!“ rief der König. „Was wissen Sie von Steuern?“

Casanova wußte nichts von Steuern, er hatte noch nie und nirgendwo welche bezahlt. Aber er sagte: „Die Königliche Steuer, Sire, ist diejenige, die die Taschen der Untertanen leert, um die Kasse des Herrschers zu füllen! Eine Steuer im Interesse des Volkes ist vortrefflich, denn der König nimmt mit der einen Hand seinen Untertanen etwas weg und gibt es ihnen mit der anderen Hand wieder, indem er die Steuer so verwendet, wie sie dem Volk am meisten nützt!“

Der König kniff die Augen zusammen. „Sie kennen gewiß Calzabigi?“

Da wären wir, dachte Casanova. Er sagte: „Vor sieben Jahren haben wir zusammen in Paris die Genueser Lotterie eingeführt!“

„Und Sie halten die Lotterie für eine Steuer?“

„Ja, Sire, eine von der guten Art!“

„Der König kann aber dabei verlieren!“

„Einmal auf fünfzig, Sire.“

Der König war stehengeblieben. Er starrte auf den Prinzen von Preußen, der mit einem Gärtnerburschen und einem kleinen Mädchen in der Erde wühlte. Dann musterte er Casanova von Kopf bis zu den Füßen. „Wissen Sie, daß Sie ein sehr schöner Mann sind?“

Casanova sagte etwas mühsam: „Ist es möglich, Majestät, daß Ihnen an mir der geringste der Vorzüge auffällt, die Eurer Majestät Grenadiere auszeichnen?“

Der König lächelte.

„Ich werde mit dem Marishal Keith über Sie sprechen!“ Er nahm den Hut ab und grüßte.

Dann ging er, leicht gebeugt, die linke Hand auf dem Rücken, mit dem Krückstock aufschlagend.

Langsam wandte sich Casanova den Treibhäusern zu. Er nahm den Hut ab, grüßte den Prinzen von Preußen tief und rief: „Line! Wir fahren nach Hause!“

Das Mädchen richtete sich auf: „Nennen Sie mich nicht Line! Ich heiße Wilhelmine!“ Sie machte einen Knicks zum Prinzen hin, als sei ihre Bemerkung für ihn gedacht.

Auch der Prinz hatte sich aufgerichtet. Er starrte dem eleganten Kavalier nach, der davonging, Wilhelmine an der Hand.

„Das war der Casanova, Prinz!“ sagte Hannes.

—

Auf dem Heimweg von Potsdam nach Berlin wurde Casanova in seinen Gedanken durch Wilhelmine unterbrochen. Sie fragte plötzlich: „Warum hast du mich angelogen? Ich habe die Prinzessin gesehen. Die ist hübsch! Und du hast gesagt, ich sei hübsch! Du hast es sogar geschworen.“

Casanova legte ihr beruhigend die Hand auf das kleine, eckige Knie, von dem das lange Kleid herniederhing. „Du bist ein hübsches Kind!“

Er dachte: Der König hat das Gespräch selber auf die Lotterie gebracht. Also muß er das Projekt noch nicht ganz aufgegeben haben.

„Aber ich bin doch kein Kind mehr!“ sagte Wilhelmine. „Sieh her!“

Casanova blickte auf. Wilhelmine hatte das Kleid, das viel zu große Kleid, von den Schultern gestreift! Nun sah sie an sich hernieder und zog die Schultern nach vorn, damit sie ein bißchen voller wirkte. Sie blickte Casanova mit so brennendem Ernst an, daß der Chevalier es nicht wagte, auszuweichen.

Er betrachtete Wilhelmine genau. „Du wirst einmal eine sehr hübsche Frau! Bald! Du wirst wunderbar geformte Arme und Schultern haben!“

„Ja?“ fragte Wilhelmine.

Casanova nickte lächelnd, dann fuhr seine warme, trockene Hand langsam über die Haut des Mädchens, sachlich wie ein Arzt, und er sah dem Kind ins Gesicht.

Es war ihm ganz zugewandt, aber es war kein Lächeln, keine Reaktion auf diesem Gesicht. Es war nur eine einzige Frage.

„Du hast eine wunderbare Haut!“ sagte Casanova. „Mit deiner Haut wirst du in der Liebe dein Glück machen!“

„Was ist Liebe?“

„Liebe“, sagte Casanova, „ist die Berührung von zweierlei Haut, und der Austausch von zweierlei Phantasie!“

„Zweierlei Haut und zweierlei Phantasie!“ wiederholte Wilhelmine.

„Ja“, sagte Casanova und fuhr in einem ganz anderen Ton fort: „Du mußt deine Haut aber mehr pflegen! Mehr waschen! Kalt! Und dann salben und ölen — auch die Haare! Und du mußt auch hübschere Kleider tragen und die Beine nicht so steif stellen!“

Sofort stellte Wilhelmine die Füße nebeneinander auf den Boden.

Wenn der König, überlegte Casanova, in Gedanken noch mit der Lotterie spielt, dann muß ich mich an die Stelle des Calzabigi empfehlen, denn dem traut er nicht . . .

Wilhelmine sagte: „Schenkst du mir hübsche Kleider, wenn ich dir was Wichtiges sage?" Sie hatte das Kleid wieder hochgezogen, sie saß ernst und sittsam da.

„Weißt du denn, was mir wichtig ist?"

Wilhelmine nickte: „Der Russki weiß ganz genau, daß der König die Lotterie nicht mehr erlauben will. Er sammelt trotzdem Geld bei allen Leuten. Gib ihm keins!"

„Und woher weißt du das?"

„Hat mir die Stine doch gesagt!"

Der Wagen rollte durch die Straßen Berlins. Casanova blickte aufmerksam aus dem Fenster. Dann rief er dem Kutscher zu, er solle anhalten. Der Wagen hielt vor Paskels Laden, wo Kleider ausgestellt waren.

In dem kleinen, gut ausgestatteten Laden — er gehörte einer ältlichen Französin, die Casanova entzückt bediente — wunderte sich der Chevalier, mit welcher Sicherheit des Geschmacks die kleine Wilhelmine sich für das Kleid entschied, das ihr am besten stehen mußte. Ein im Mieder knappes, im sich weitenden Rock wie eine Glocke schwingendes Kleid aus apart gemusterter rosa Seide, an den Schultern freier als am Busen . . .

Ungeniert hatte sie sich ausgezogen und stand nun schlank und gerade da.

Casanova griff nach dem Stapel Wäsche. „Und diese Hosen passen dazu!"

Schnell streifte sie, die nun plötzlich ein ganzes Stück größer schien, Hosen und Kleid über. Casanova packte die beiden Rattenschwänze der Zöpfe, löste die Haare, drehte sie geschickt zu Schnecken und steckte sie fest. „So!"

Wilhelmine betrachtete sich im Spiegel, nickte sich zu und begann sogleich, sich wieder auszuziehen.

„Aber willst du das Kleid nicht anbehalten?" fragte die Französin.

Wilhelmine schüttelte den Kopf. „Da wird Muttern nur dumm fragen!"

Schnell suchte der Chevalier noch Strümpfe aus, Schuhe, Handschuhe, die bis zum Oberarm reichten.

„Solche Handschuhe sind wichtig!" erklärte er Wilhelmine. „Besonders wenn sie einen Streifen der Haut am Oberarm frei lassen!" Er gebot, alles einzupacken. Und zahlte.

Im Wagen sagte Wilhelmine plötzlich: „Was muß eine Frau tun, um zu zeigen, daß sie jemanden wirklich lieb hat?"

Er sagte vorsichtig: „Sie muß alles tun, was dem Geliebten Freude macht . . ."

Wilhelmine senkte den Kopf und dachte nach. „Und wenn er was Falsches will?"

Casanova sagte: „Dann muß sie ihm beibringen, daß das Richtige besser ist!" und setzte schnell fort: „Und ihn immer glauben lassen, er sei selbst auf das Richtige gekommen!"

Fortsetzung in der nächsten



QUICK-Redakteurin Ingeborg Schwendy über die Pariser Herbst- und Wintermode 1964:

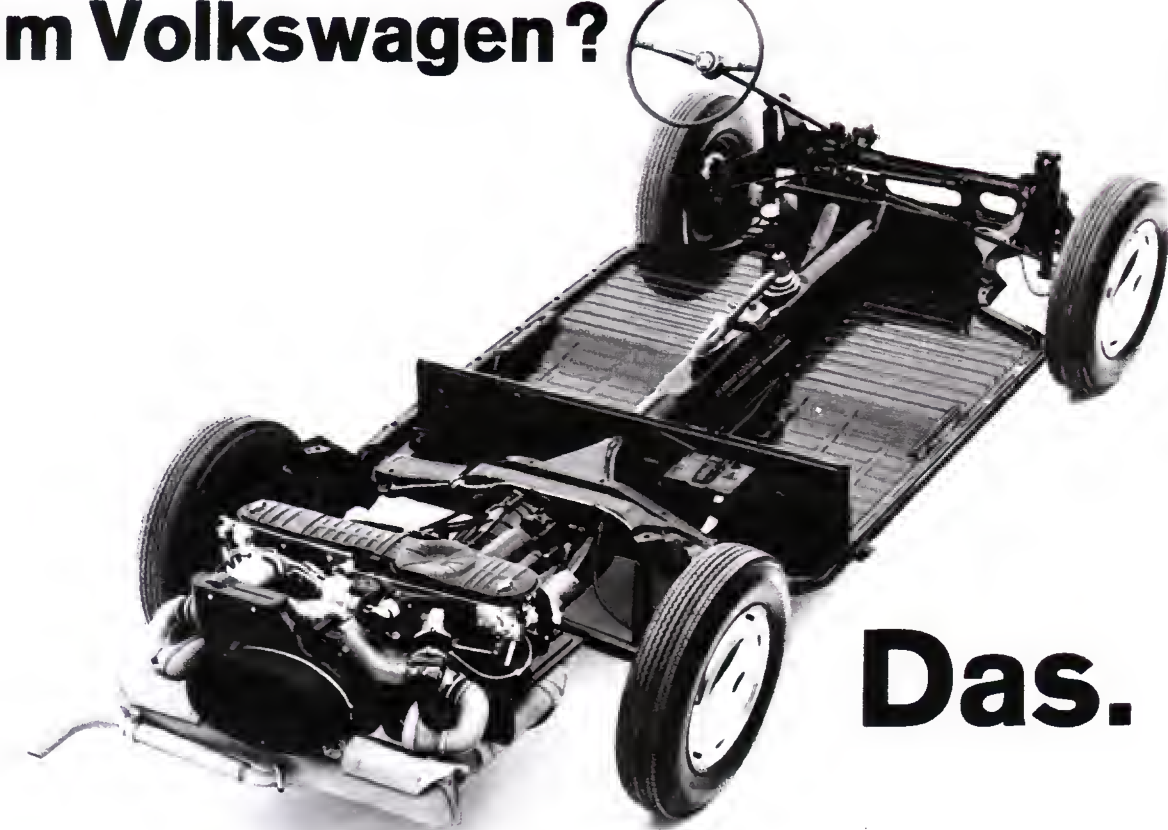
Die letzte Schau



Operettenklamotte oder Ramsch aus Omas Mottenkiste? Kostüme für den Karneval oder Kleider für einen Ausstattungsfilm der zwanziger Jahre? Weder — noch. Die Kleider, die wir Ihnen hier vorführen, sind allerneueste Pariser Mode, Schöpfungen des Modekönigs Pierre Cardin. Seit Jahren halten die zwanziger Jahre, was die sechziger Jahre nur versprechen: modische Sensationen. Die Wolken von apfelgrünen und aprikosenroten Straußenfedern 1964 können es nicht mehr länger bemänteln: Die Pariser Mode ist auf den Hund gekommen. ⋙→



Was macht einen Volkswagen zum Volkswagen?



Das.

Das Fahrgestell und nicht die Karosse.

Sonst wäre ja der VW 1500, der so anders als der altbekannte VW 1200 aussieht, gar kein Volkswagen.

Er ist aber einer.

Denn: was Sie einem Volkswagen von aussen ansehen, ist nicht so entscheidend wie das, was Sie für gewöhnlich an einem Volkswagen nicht sehen.

Das Fahrgestell. Darum haben wir die Karosse abgehoben.

Das Fahrgestell mit dem luftgekühlten Heckmotor. Er erspart Ihnen Ärger mit Wasser und braucht nie Frostschutzmittel. (Weil Luft weder kochen noch gefrieren kann.) Er ist mit dem Getriebe zusammengebaut und sitzt an der Antriebsachse. (Braucht also keine Kardanwelle und die Antriebsräder sind immer ausreichend belastet.) Er ist flach gebaut – zwei Handbreit hoch. (Das gibt einen tiefen Schwerpunkt, also gute Strassenlage.)

Das Fahrgestell mit den grossen 15-Zoll-Rädern. Grosse Räder – das heisst grosse Reifen (die sich weniger schnell abnützen) und grosse Bremsen (die kräftig zupacken können). Die Räder sind einzeln aufgehängt und mit Torsionsstäben einzeln gefedert. So werden Fahrbahnstösse des einen Rades nicht auf das andere übertragen.

Das Fahrgestell mit der glatten Bodenplatte und der hohen Bodenfreiheit. Die schützt den Wagen von unten wie ihn das Dach von oben schützt. (Und alle Bedienungszüge und Leitungen auch.)

Das ist eigentlich alles. Aber es ist weltberühmt.

Hätten wir es anders machen sollen, als wir den VW 1500 bauten? Wir haben keinen Grund gefunden, es anders zu machen.

Aber 8 Millionen Gründe, unser Prinzip beizubehalten.

Die letzte Schau

FOTOS: CHARLOTTE MARCH

Riesenkragen und Hüftgürtel am guten alten Jumperkleid (Cardin).



Moderevolution bei Chanel: lange Hosen!" — „Sensation bei Yves St. Laurent: nicht eine einzige Hose!" — „Esterel zeigt ein kahlgeschorenes Mädchen!"
Diese drei Schlagzeilen aus Pariser Tageszeitungen sagen alles über die Pariser Mode 1964: Es ist vorbei mit der Launenhaftigkeit, mit dem Wechsel, mit der sensationellen Neuheit. Chanel zehrt seit zehn Jahren von ihren wirklich reizenden Kostümen und macht Schlagzeilen mit einem Kleidungsstück, das alle anderen Häuser schon seit Jahren führen. Laurent macht Schlagzeilen mit dem, was er nicht zeigt. Esterel muß eine Glatze zeigen, damit von seinen Kleidern überhaupt die Rede ist.
Ich habe alle Modenschauen dieses Jahres gesehen — und mich tapfer durch Tausende von Kleidern, Kostümen, Hosenröcken durchgegähnt. Und von der ersten bis zur letzten Schau hoffte ich auf den neuen Einfall, den es wirklich noch nie gegeben hat, auf etwas, das die neue Mode von der alten Mode unterscheidet. Nach der letzten Schau war es klar: Alle Kleider sind modern. Die neuen und die vom vorigen Jahr und die ganz alten von vor fünf, sechs Jahren; die kniefreien und die wadenlangen, die mit der hochgerutschten, mit der tiefgerutschten und die mit der gar





Bunte Blümchen sprießen auf dem bloßen Busen unter Musselin (Louis Féraud).

Taillentiefer Sehschlitz am Schleifenoberteil des Cocktailkleids (Cardin).

nicht gerutschten Taille; die figurbetonten, die Säcke und die Empirekleider. Das Hosenkleid, das ich mir mal zum Radfahren gekauft habe, kann ich jetzt auch auf der Straße tragen: Paris ist überschwemmt von diesen Dingern. Kurz: Alles ist modern, was jemals Mode war. 1964 ist der endgültige Ausverkauf der Pariser Mode. Paris macht viele neue Kleider — aber keine neue Mode mehr.

Warum steht die Mode still?

Dafür gibt es nur eine wirklich glaubhafte Erklärung: Mode ist eine Massenware geworden. ➡

Die letzte Schau

Der größte Teil der Frauen bevorzugt eine ruhige Mode. Mode nur für die Großen und Reichen dieser Welt ist kein Geschäft mehr. Die Modeschöpfer in Paris brauchen Geld, viel Geld. Und das bringt nicht mehr das Einzelstück, das Exklusivmodell. Das Geld kommt von den ausländischen Warenhauskonzernen, die ein Modell und seinen Schnitt kaufen, um es für ihre Massenkundschaft zu vervielfältigen und als Kleid mit berühmtem Namen loszuschlagen. Bei Dior kaufen regelmäßig vier bis fünf große Warenhauskonzerne ein — die teuersten Modelle, die er hat. In diesem Jahr: pelzverbrämte Mäntel, Kostüme mit langer Jacke, russische Bauernröcke mit gerafften Blusen und Riesenkopftüchern. Nach Italien in die Warenhäuser Rinascente verkaufte Pierre Cardin seine Cocktailkleider mit den kühnen Dekolletés — gefütterte Riesenschleifen, auf Büstenhalter aufgenäht — dazu ein wenig nackter Magen. Die großen Warenhäuser Odakyu in Tokio kauften bei Jacques Heim gleich



Zum blauen Straßenmantel: Cape und Strümpfe aus blaurot geringeltem Strick (Jacques Heim).



Mit Straußenfedern eingerahmt: das rosa Abendkleid mit angenähtem Umhang (Cardin).



Matrosenstil für Abendpartys: schwarzer pailletten-bestickter Spitzenanzug (Jacques Heim).

fünfzig Modelle, darunter sämtliche Hosenkleider: kurze Tunikahemdchen mit Kniehosen aus Leopard oder auf Zebra gequältes Fohlen, Chinchilla-Kniewärmer zum Mantel aus grauem Cloqué, paillettenbesetzte Spitzenstrümpfe zum tiefdekolletierten und geschlitzten langen Schwarzen. Und Balmains strenge, klassische Kostüme, gewickelte und geknöpfte Kleider, seine mit Plüschbommeln verzierten Abendkleider aus Sofadecken gingen reißend nach Amerika und Skandinavien. Balmain weiß, warum er seit zehn Jahren nichts Neues macht — er geht auf Nummer Sicher. Die Modepresse langweilt sich bei ihm seit Jahren — dafür machte er die besten Geschäfte.

Schöne Worte machen noch keine Mode

In Paris geschehen keine Wunder mehr — sosehr die Modepresse darauf wartet. Natürlich wollen alle Frauen tragbare Kleider; aber etwas traurig ist es doch, wenn die ganze Aufregung wegfällt: „Muß man die Kleider länger machen oder kürzer?“ Tragbare, hübsche Mode gibt es auch in Deutschland. Und nur wegen ein paar Straußenfedern und einer rasierten Glatze lohnt die Reise nach Paris nicht. Noch sitzen die Reporterinnen aller Länder geduldig auf den vergoldeten Stühlchen der Modehäuser: Amerikanerinnen mit rotgemalten Bäckchen und grellen Lidschatten, alt, gebrechlich unterm knappen Strohhütchen, sind in der Mehrheit. Die Kolleginnen aus Paris in Rock und Pulli, ungeschminkt und sachlich blickend in den hintersten Ecken — ganz vorne in der ersten Reihe die deutschen Modepressedamen: Unweigerlich daran zu erkennen, daß sie das vorbeischreitende Mannequin festhalten, um zwischen zwei Fingern die Qualität der Stoffe nachzuprüfen. Vor diesem Publikum wird die Pariser Mode aus der Taufe gehoben: schreibend und notierend, kaum eine Beifallskundgebung. Geklatscht wurde merkwürdigerweise diesmal fast nur, wenn ein Kleid erschien, das Anklänge ans Busenfreie hatte. Und ist die Schau zu Ende — so sagen alle, alle: „Paris hat wieder nichts gebracht.“ Dann gehen sie in ihre Hotels, schreiben und kabeln an ihre Zeitungen, wo immer sie sein mögen: „Die Pariser Mode ist weiblicher denn je!“ Meine Güte — was sollte sie auch schließlich sein? Wenn statt der goldenen Worte keine Mode mehr kommt, wird in den nächsten Jahren manches goldene Stühlchen bei Dior und anderen Häusern leer bleiben.



109. Quick Preisrätsel

Ende gleich – alles gut



Ein Magier von Großformat,
der nur ein Zauberhütchen hat,
verblüfft allhier sein Publikum;
die Leistung reißt teils mit, teils um.
Es denken alle, die da saßen,
zu Haus noch lange drüber nach,
wie wohl ein Tier von solchen Maßen
aus einem Maßhut kommen mag.

Nach den Ferienpreisrätseln nehmen wir jetzt unsere üblichen Preisrätsel wieder auf. Es empfiehlt sich, von unserer Zeichnung auszugehen und sie eingehend zu betrachten. Bei sorgfältigem Studium und einigem Nachdenken wird man aus ihr Bezeichnungen für drei Bestandteile entnehmen können, die alle mit den gleichen drei Buchstaben enden. Ein Beispiel zur Erleichterung der Lösung: Ne**ger**, Schlä**ger**, Uhrzei**ger**. Noch etwas: Die vierten Buchstaben der zu findenden Hauptwörter ergeben — richtig zusammengesetzt — ein Wort aus der Fotofachsprache, eine abkürzende Bezeichnung für ein Durchsichtsbild. Schicken Sie bitte die **vier** Lösungswörter (einschließlich des sich zuletzt ergebenden Wortes mit drei Buchstaben) auf einer einfachen Postkarte (keinesfalls im Briefumschlag) an den

Verlag der Quick,
109. Preisrätsel,
8 München 3, Postfach 525.

Einsendeschluß: 21. 9. 1964
Gewinnerveröffentlichung in Quick, Heft 42, 1964.

Teilnahmebedingungen:
Jeder kann sich an diesem Preisrätsel mit einer Einsendung beteiligen (Mitarbeiter des Quick-Verlages und deren Familienangehörige sind von der Teilnahme ausgeschlossen). Die Preisträger werden unter den richtigen Einsendungen durch das Los ermittelt. Aufsicht: Rechtsanwalt Dr. Romatka, München. Seine Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Umtausch eines Preises oder Vergütung in DM ist nicht möglich. Teilnehmer im Ausland erhalten Gewinne nur, wenn sie eine Empfangsadresse in der Bundesrepublik angeben können.
Auf Gewinne, die infolge unleserlicher oder unvollständiger Absenderangabe oder aus sonstigen Gründen nicht zugestellt werden können, entfällt 3 Monate nach der Ziehung jeder Rechtsanspruch.

Das sind die Preise:

1. Preis: 1 Bauknecht-Waschvoii-automat zu DM 2380.—

2. Preis: 1 Zauberkombischrank einschi. Küchenmaschine zu DM 1100.—

3. Preis: 1 Akkord-Kofferradio mit Netzteil zu DM 458.—

4. Preis: 1 Höhensonne Original Hanau zu DM 198.—

5.—6. Preis: je 1 Staubsauger Star-Boy zu DM 164.—

7.—10. Preis: je 1 Automatic-Toaster

11.—30. Preis: je 1 Kiimatasche mit 4 Fl. Spirituosen

31.—59. Preis: je 1 Montbianc-Schreibgarnitur

60.—90. Preis: je 1 Parfümzerstäuber

91.—200. Preis: je 1 Flasche Eierlikör

201.—300. Preis: je 1 Roman

Lösung des 5. Ferienpreisrätsels vom 26. 7. 64
1. Seite 3: „buerlecithin flüssig" oder „Wer schaffl braucht Kratt ..." oder „Tag für Tag Erholung für Ihre Nerven"; **2.** Seite 4: „moltopren" oder „Klopfen isl überflüssigl" oder „Bayer"; **3.** Seite 27: „Triumph International" oder „FINA" oder „Wenn Sie kühle Frische lieben—Baumwollpopeline"; **4.** Seite 29: „Poly Quick" oder „Mit POLY QUICK beginnt eine neue Zeit ..."; **5.** Seite 37: „SC" oder „Carstens SC" oder „Aus einem Sommerabend und Carstens SC wird immer ein Fest; **6.** Seite 48: „Psy 9 für überall" oder „Warum kauten Mütter Psy 9?" oder „Haus-Chemie GmbH. Ingelheim; **7.** Seite 54: „IFI" Internalionales Fernlehr-Institul" oder „Können Sie mit Maschinen sprechen; **8.** Seite 56: „Schwab Überlandversand, Hanau" oder „Ja, das macht Spaß!" **9.** Seite 57: „Pernod 45" oder „Pernod stimml Ireundlich füreinander" oder „Epikur GmbH., Koblenz/Rh."; **10.** Seite 60: „Eduscho" oder „berühmt für seinen köstlich milden Charakler"; **11.** Seite 63: „SABA Transeuropa Automatic" oder „Musik wie zuhause" oder „SABA Schwarzwälder Präzision; **12.** Seile 64: „W-Tropfen" oder „Schmerzende Hühner-Augen"; **13.** Seite 69: „HB" oder „Frohen Herzens genießen"; **14.** Seite 70: „Horstmann & Co., Elmshorn" oder „Von Erdbeeren bis Rosen".

Die Gewinner

des 5. Ferienpreisrätsels aus Quick Nr. 30 v. 26. 7. 1964. Von den eingegangenen Lösungen wurden bedingungsgemäß folgende Gewinner durch das Los bestimmt.

1. Preis: 1 AEG-Waschautomat zu DM 1980.—: Ruth Achterberg, 714 Ludwigsburg, Wilh.-Blos-Str. 10;

2. Preis: 1 Zauberkombischrank einschl. Küchenmaschine zu DM 1100.—: Mehdi Mohammadi, b. Grinfeld, 85 Nürnberg, Sulzbacher Str. 41;

3. Preis: 1 Kofferradio zu DM 378.—: Dieter Hosse, 1 Berlin-Tempelhof, Colditzstr. 5—7;

4. Preis: 1 Gutschein für Uhren und Schmuck im Wert von DM 300.—: Helma Neth, 7157 Murrhardt/Wttbg., Herrschaftsbuckel 16;

5.—6. Preis: Pfandbriefe im Wert von je DM 200.—: Margarete Oetter, 8581 Ramsenthal 26 über Bayreuth; Ruth Scheffrahn, 75 Karlsruhe, Morgenstr. 32.

Diese und alle übrigen Gewinner wurden schriftlich benachrichtigt.



...frohgestimmt...

Costa Brava

...Freude am Leben...

Herrliche Urlaubstage am Meer...
fröhliche junge Menschen erleben glückliche Stunden mit MARTINI »on the rocks«.
Wo immer Sie sind, mit MARTINI – gut gekühlt – auch mit Soda –
bereiten Sie Ihren Gästen und sich selbst eine Freude – Schluck für Schluck.





zu jeder Gelegenheit

Auf seinem Landsitz bei Paris widmet sich Exkönig Edward VIII. immer mehr seinem liebsten Hobby: dem Garten

Das Mähen ist des Herzogs Lust





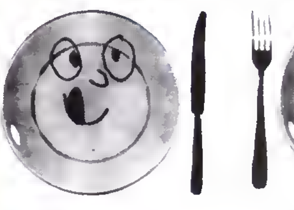


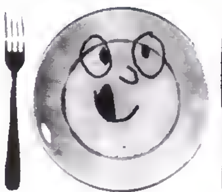
Hat der Herzog von Windsor, fast drei Jahrzehnte lang Prototyp des unruhigen Weltenbummlers, endlich seine innere Ruhe gefunden? Fast sieht es so aus. Seit einiger Zeit widmet sich der 70jährige fast ausschließlich seinen Hobbys: Er schreibt seine Memoiren, wirkt bei einer Verfilmung seiner Lebensgeschichte mit und arbeitet an der Biographie Georgs III. Sein liebstes Betätigungsfeld aber wird immer mehr der Garten seines Landhauses in Gif-sur-Yvette bei Paris. Wenn er seine Sense wetzt, um dem wild wuchernden Gras hinter dem Haus zu Leibe zu rücken, ist ihm nichts mehr von der Enttäuschung über die seit 28 Jahren eisige Haltung des Buckingham-Palastes anzumerken. Auch wenn diese Art zu vergessen recht schweißtreibend ist . . .

Eine vergnügliche Topfguckerei

von
Klaus Rüstig

Das tragische Schicksal der Witwe Bolte, die von den bösen Buben Max und Moritz nicht nur um den Stolz ihres Hühnerhofes, sondern gar auch um den leckeren Festtagsbraten gebracht wurde, vermag uns heute nicht mehr so recht zu rühren. Zwar bleibt Bubenstreich Bubenstreich, aber gebratene Gockel gehören schon seit geraumer Zeit nicht mehr zu den kulinarischen Seltenheiten. In den nüchternen Zahlen der Statistiker ausgedrückt: 1953/54 wurden im Bundesgebiet je Einwohner und Jahr 1,5 Kilogramm Geflügelfleisch verbraucht. Seitdem hat sich der Hühner-, Enten-, Gänse- und Putenverzehr in Westdeutschland fast vervierfacht.





Hühnerfrikassee

(Kein Schnellgericht, aber sehr gut und bekömmlich)

Kosten: 13.00 — 15.00 DM

Portionen: 4—5
Kochzeit: etwa 3 Stunden
Arbeitszeit: etwa eine halbe Stunde

Zutaten:

A. Frikassee

1. Ein großes Suppenhuhn, kochfertig ausgenommen.
2. Eine Kalbszunge.
3. Ein Beutel getrocknetes Suppengrün.
4. Trockenextrakt „Helle Soße" für einen halben Liter.

B. Gemüsebeilage

1. Eine Dose (etwa 300 Gramm Inhalt) kalifornische Spargelköpfe.
2. Eine Dose (etwa 200 Gramm Inhalt) Champignons.

C. Semmelklößchen

1. Zwei Eßlöffel Butter, leicht angewärmt.
2. Zwei kleine Eier, aufgeschlagen.

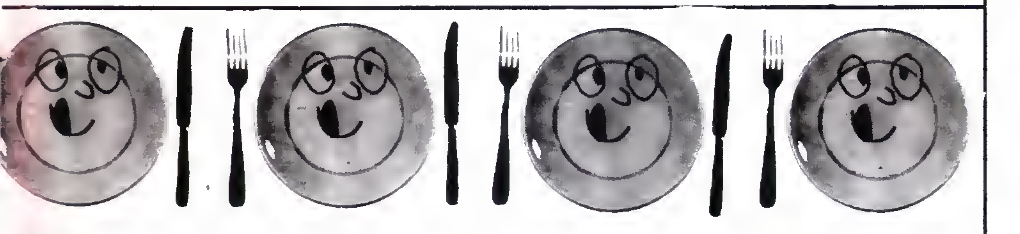


Vom vielgeliebten Federvieh

Oftmals wird insbesondere der schnell gewachsene Konsum an jungen Brathähnchen als Teil der sogenannten „Edelfreßwelle“ gedeutet. Bei näherer Betrachtung stimmt das nicht. Eher schon verdanken die Hendl vom Spieß ihre Beliebtheit der „Gesundheitswelle“ — weil sie nämlich so leicht und bekömmlich sind. Und dann spielt natürlich das Geldbeutel-Argument eine große Rolle: Das Statistische Bundesamt hat errechnet, daß zum Beispiel Anfang vergangenen Jahres das Kilogramm Brathähnchen, bratfertig ausgenommen, 5.26 DM kostete — das Kilo Schweinekotelett oder Kalbsbraten dagegen 7.10 bis 7.20 DM.

Das lecker-rösche Brathendl hat nun eine Hühner-Zubereitungsart fast in Vergessenheit geraten lassen, die in der deutschen Küche altüberliefert ist: Das Frikassee, sorgsam zubereitet auch heute noch ein Sonntagsgericht für Feinschmecker.

Natürlich werden wir mit dieser Mahlzeit wenig Ruhm ernten, wenn wir uns an die Regel aus der Zeit der Göringschen Vierjahrespläne halten, daß die älteste Suppenhenne gerade gut genug ist fürs Frikassee. Unsere Großmütter wendeten viel Arbeit und kostbare Zutaten gerade bei der Zubereitung dieses heute zuweilen als „einfach“ geltenden Gerichtes auf. Die QUICK-Versuchsküche hat eines dieser Rezepte „nachempfunden“.



3. Ein gestrichener Teelöffel Salz.
4. Eine Teelöffelspitze geriebene Muskatnuß.
5. Etwa sechs gehäufte Eßlöffel Semmelbrösel.

Zubereitung:

a) In einem 4-Liter-Topf anderthalb Liter Wasser mit dem Suppengrün (A 3) zum Kochen bringen. Huhn mit den Innereien (Leber anderweitig verwenden) und Kalbszunge einlegen, zweieinhalb Stunden auf kleinem Feuer zugedeckt ziehen lassen.

b) Zunge und Huhn aus der Brühe nehmen, etwas abkühlen lassen. Brühe durch ein Haarsieb abgießen. Huhn-Innereien und -Flügel aufbewahren zur Suppe für den nächsten Tag: Brühe mit Einlage von Geflügelklein.

c) Haut von Zunge und Huhn abziehen (Abfall). Von der Zunge Spitze für kalten Aufschnitt zurückbehalten. Zungen-Rest und Huhnfleisch grobwürflig schneiden.

d) Aus den Gemüsedosen (B 1 und B 2) Flüssigkeit zur Hühnerbrühe gießen. Zum Kochen bringen. Währenddessen Zutaten C 1—4 mit dem Schneebesen vermengen. Semmelbrösel darunterziehen, gegebenenfalls noch so viel Brösel zuschütten, daß die Masse formbar wird. Aus dem Semmelteig zwischen den nassen Handflächen etwa 20 zweimarkstückgroße Klößchen formen. In der Hühnerbrühe etwa 20 Minuten ziehen lassen.

e) Von der Brühe einen halben Liter abmessen (den Rest für die schon erwähnte Hühnersuppe aufbewahren). Soßenextrakt (A 4) mit dem Schneebesen hineinrühren und nach Vorschrift durchkochen.

f) Soße in eine feuerfeste Form von zwei Liter Inhalt gießen. Fleisch, Champignons und Semmelklößchen darin verteilen. Spargelköpfe kranzförmig obenauf legen. Im schwachwarmen Ofen etwa 15 Minuten offen erhitzen. Sofort auftragen.

Veränderungen: Statt heller Soße Curry-Soßen-Extrakt verwenden. Fertiges Gericht zusätzlich mit Krebsschwänzen (Dosenkonserve) garnieren. Statt mit Semmelklößchen mit körnig gekochtem Reis anrichten.

Menschen
mit
Schwung
lieben das Leben
und
Pepsi!



*eingetr. Warenz.

Natürlich, erfrischend und anregend: Pepsi-Cola. Allein, zu zweit, immer und überall. * Menschen mit Schwung, aktiv und erfolgreich, wissen, was sie wollen.

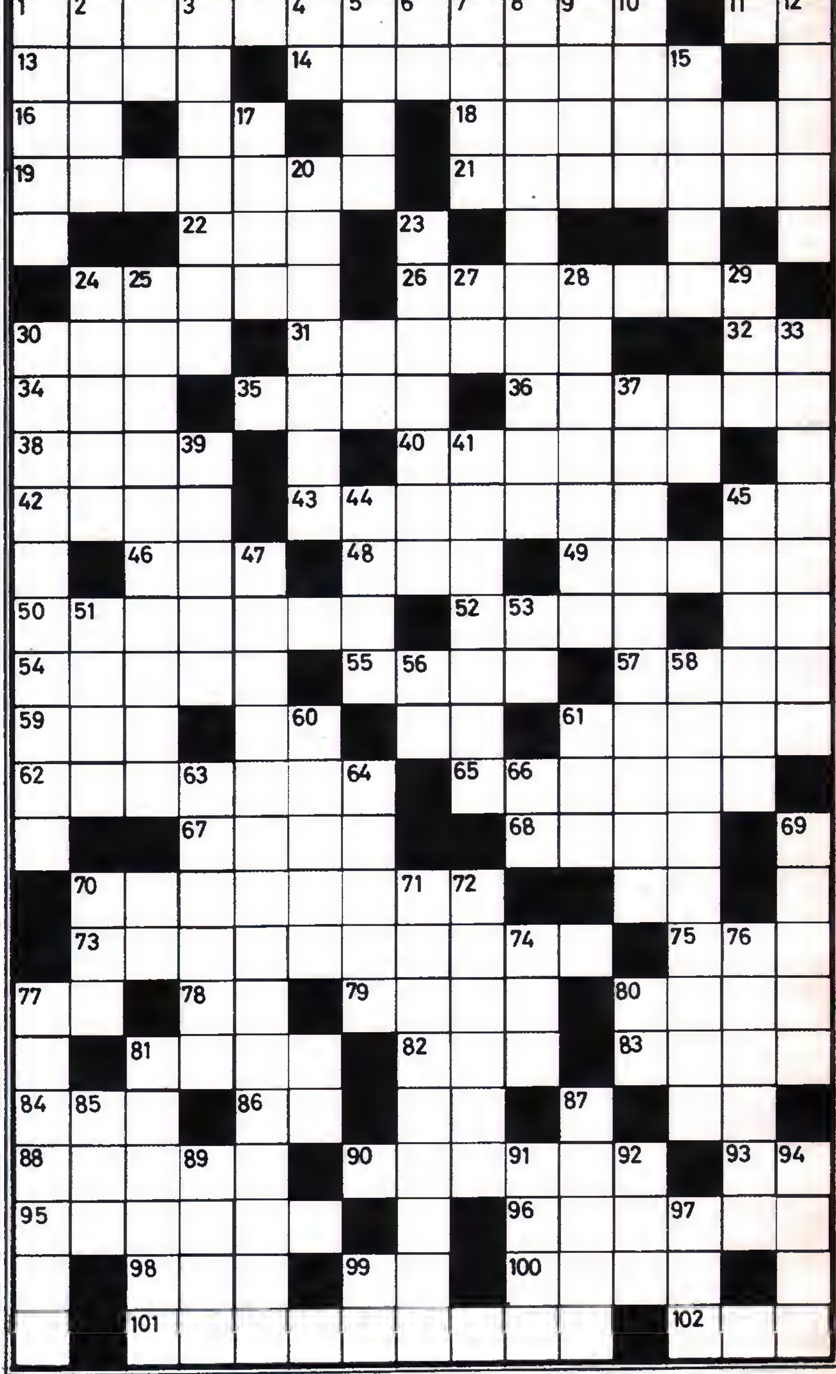
Sagen Sie nicht einfach Cola - verlangen Sie Pepsi!

QUICK **Rätsel**

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: **1.** Wassersport, **11.** Flächenmaß, **13.** Heilpflanze, **14.** Beharrlichkeit, **16.** Spielkarte, **18.** historische Stadt an der Loire, **19.** sandige Gebiete im Hinterland der Nordsee, **21.** Nadelbaum, **22.** elektrisch geladenes Atom, **24.** Hauptkörper unseres Planetensystems, **26.** Bittgebet, **30.** Landschaftsformation, **31.** männlicher Vorname, **32.** Augenblick, **34.** Schiffsgeschwindigkeitsmesser, **35.** Ackergerät, **36.** Zitrusfrucht, **38.** Erfinder der Glühbirne, **40.** Gehalt, Honorar, **42.** altes Längenmaß, **43.** Gatte, **45.** Skatausdruck, **46.** römischer Kurienkardinal deutscher Abstammung, **48.** Zitatensammlung, **49.** himmlisches Wesen, **50.** große Sportanlage, **52.** Zahl beim Roulette, **54.** Seemannssold, **55.** Pariser Modeschöpfer, **57.** Roman von Zola, **59.** Mutter der Kriemhild, **61.** größtes Hochland der Erde, **62.** König der Juden, **65.** kindliche Begleiter des Liebesgottes Eros, **67.** französischer Schriftsteller, † 1814, **68.** Hafenstadt in Südarabien, **70.** Verkehrs-Stoppzeichen, **73.** Berliner Stadtteil, **75.** Schwur, **77.** oberitalien. Strom, **78.** lat.: und, **79.** französische Anrede für Herrscher, **80.** germanische Bronzeposaune, **81.** Ozean, **82.** russischer Herrschertitel, **83.** Edelgas, **84.** König der Tiere, **86.** ägyptischer Sonnengott, **88.** belgischer Maler und Graphiker, **90.** Ort der Verdammnis, **93.** italienischer Artikel, **95.** kluge Berechnung, **96.** früherer britischer Ministerpräsident, **98.** Göttin der Verblendung, **100.** griech. Erdgöttin, **101.** Fußballspieler, **102.** Figur am Naumburger Dom.

Senkrecht: **1.** Sternbild, **2.** Mädchenname, **3.** deutscher Klassiker, **4.** Zeichen für Natrium, **5.** Zusammenbruch, Verfall, **6.** persönl. Fürwort, **7.** Götzenbild, **8.** süditalienischer Nationaltanz, **9.** Nachtvogel, **10.** Wasserstrudel, **12.** gepflegte Wiese, **15.** Vergeltung, **17.** englische Schulstadt, **20.** Tatkraft, **23.** Wandplatten, **24.** Hauptstadt von Südkorea, **25.** Instrumentenmacher, **27.** Verhältniswort, **28.** Anhänger einer christlichen Sekte, **29.** Donauzufluß, **30.** Wasservogel, **33.** Bosheit, Frevel, **37.** evangelisch reformierte Glaubensgemeinschaft, **39.** Ankerplatz vor dem Hafen, **41.** Angehörige eines sagenhaften asiatischen Frauenvolkes, **44.** Teil des Armes, **45.** sportliche Veranstaltung, **47.** Hunderasse, **51.** Truppenspitze, **53.** Fürwort, **56.** Geliebte des Zeus, **58.** Wagnis, **60.** schwedischer Forschungsreisender, **61.** Lebensende, **63.** europäisches Binnenmeer, **64.** Zahlwort, **66.** Zeichen für Radium, **69.** Geschäft, Kaufhalle, **70.** griechischer Buchstabe, **71.** Wärmegerät, **72.** Wortschwall, **74.** bestimmter Artikel, **76.** feiner Spott, **77.** Malutensil, **81.** Gewürz, **85.** spanische Königin, **87.** Teil eines Gotteshauses, **89.** Männername, **91.** Stellung, Situation, **92.** Quadrillefigur, **94.** Mutter der Helena, **97.** mäßig warm, **99.** Niederung.



SILBENRÄTSEL

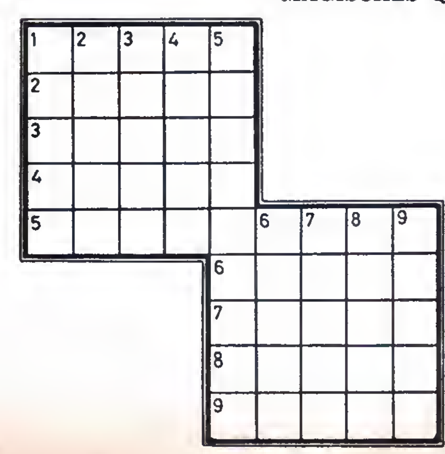
a — bie — bo — chai — chen — de — de — di — dop — e — e — er — er — er — er — ge — gel — gen — grä — gue — ha — he — ho — i — in — in — jek — ka — kel — ken — ku — la — la — lei — lein — ler — leu — lin — lon — lung — mi — mit — mo — mund — na — na — na — ne — ne — ne — ne — nel — nen — ni — ohr — on — pel — ra — rat — re — rei — reu — rich — sat — se — se — seg — set — son — sten — sten — su — — ter — ti — ton — ur — wa — win — win — wurm — zucht — zung.

Aus diesen Silben bilde man 27 Wörter, deren erste Buchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen zwei Zeilen aus einem Gedicht von Schiller ergeben. (ch = 1 Buchstabe)

1. Frühlingsblume, 2. Straßenmusikinstrument, 3. Gleitflugzeug zur Beförderung von Truppen, 4. Machwerk, 5. englischer Hühnerhund, 6. Gerät des Setzers, 7. Strom in Birma, 8. Entspannung, 9. Nackengriff beim Ringkampf, 10. Einsiedler, 11. alter Tanz, 12. Ackerunkraut, 13. Insekt, 14. Ruf, 15. Raumgehalt des Schiffes, 16. Bestimmung, 17. malaiischer Archipel, 18. Liegesofa, 19. Eisenstift, 20. Aschegefäß, 21. Fischfanggerät, 22. Einspritzung, 23. heftiger Kopfschmerz, 24. Kraftfutter, 25. Männername, 26. Imkerei, 27. Oper von Verdi.

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....
9. ....
10. ....
11. ....
12. ....
13. ....
14. ....
15. ....
16. ....
17. ....
18. ....
19. ....
20. ....
21. ....
22. ....
23. ....
24. ....
25. ....
26. ....
27. ....

MAGISCHES QUADRAT



Mit Hilfe unten aufgeführter Buchstaben suche man die nachstehenden Begriffe und trage sie waagerecht und senkrecht gleichlautend in die Figur ein:

1. indische Seerose, 2. Sohn des Agamemnon, 3. Stadt im Kongobecken, 4. Männername, 5. andere Bezeichnung für Tierkreiszeichen, 6. Haarbogen über dem Auge, 7. pirschen (i = j), 8. Unwahrheit, 9. größter Stern im Sternbild des Schwan.

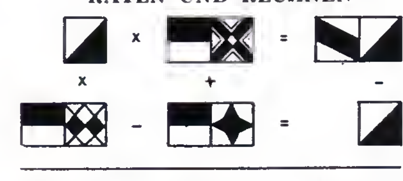
A A A B B B D D E E E E E E E
E E E G G I I K K L L L
N N N N O O O O R R R R
S S S S T T T T U U

GLEICHUNG

[a — (b — c)] + (d — e) + (f — g) + (h — i) + (j — k) = x

a = ärztliches Instrument; b = röm. Göttin der Fruchtbarkeit; c = Längenmaß; d = Untugend; e = Schwur; f = himmlisches Wesen; g = Gallertmasse; h = starker Wellenschlag an der Küste; i = Stallmist; j = Tonart; k = Auerochse; x = unangenehme sommerliche Erscheinung.

RATEN UND RECHNEN





Jedes Karo bedeutet eine Ziffer. Gleiche Karos also gleiche Ziffern.
Welche Ziffern sind für die Karos einzusetzen, damit die 6 Aufgaben gelöst werden können?

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 35

KREUZWORTRÄTSEL MIT MAGISCHEM QUADRAT: *Waagerecht:* 1. Inventurausverkauf, 13. Gras, 16. Mieder, 17. Amt, 18. Bierbrauer, 20. Beresina, 22. rue, 23. Ur, 24. Ilm, 25. Ta, 26. Ira, 27. Tschako, 29. rosa, 31. Elmau, 32. Seenot, 34. Lochstickerei, 38. Nora, 39. er, 40. Tee, 41. Ohr, 42. Ada, 45. ruehmen, 47. Oboe, 48. Stehr, 50. Traene, 53. Eis, 54. Treff, 55. Ahr, 56. Ei, 57. Roif, 58. Iris, 60. Al, 61. Teure, 63. verstoert, 65. et, 66. Niel, 68. Anna, 69. Lese, 70. Knie, 72. Sud, 73. Grannen, 76. Edikt, 79. is, 80. Laurin, 82. ei, 84. bunt, 86. Loge, 88. Ibn, 89. Tatra, 90. Aal, 91. Nebelhorn, 94. Kuh, 96, adrett, 99. Beraun, 100. Iren, 101. Adei, 103. Tort, 104. Odin, 105. Koks, 107. Staupe, 109. Er, 110. Stare, 111. Ried, 112. Kiel, 113. Niete, 115. Tiii (Eulenspiegel), 116. Abonnent, 119. Gebet, 122. Inn, 123. Neer, 125. Granada, 127. Anzahiung, 131. Pia, 132. Sonne, 133. Aas, 134. opuient, 136. Geiatine, 137. Bisam, 138. Omar. — *Senkrecht:* 1. Imbiss, 2. Niere, 3. Veraenderung, 4. Ede, 5. Nestor, 6. Tristan, 7. AA., 8. Stroh, 9. Ebert, 10. Keuschheit, 11. Arrak, 12. frieren, 13. Gummi, 14. re, 15. Artushof, 19. Ailee, 21. Ahle, 28. Aorta, 30. Oise, 33. Noah, 35. Sorei, 36. Etesien, 37. Krefeld, 41. Obeiisk, 42. Athen, 43. Stevenson, 44. Zerstoerer, 46. Mir, 47. Oran, 48. Satansbraten, 49. Ree, 51. Riesengebirge, 52. no, 59. Stler, 62. Raritaet, 64. Ren, 67. Euter, 70. Knab, 71. Edith, 74. As, 75. Kiinik, 77. Ina, 78. Au, 81. Unke, 83. lallen, 85. Narr, 87. Ebene, 92. Lakritze, 93. Onkel, 95. Unsinn, 97. Dorier, 98. tot, 101. Aaien, 102. Epstein, 106. Od, 108. ten, 110. Seia, 112. Kongo, 114. Tonne, 115. Tenne, 117. bin, 118. Neper, 119. Gast, 120. Bann, 121. Glas, 124. Rate, 125. gar, 126. Arg, 128. Hai, 129. USA, 130. Rum, 135. Po. — **Magisches Quadrat:** 1. Stoer, 2. Toele, 3. Oesen, 4. Elend, 5. Rendl.

RATEN UND RECHNEN:

36 × 7 = 252
—   —   :
12 — 3 = 9
24 + 4 = 28

SILBENRÄTSEL: 1. Eister, 2. Ritteriing, 3. Zechprelier, 4. Initiative, 5. Erniedrigung, 6. Hottentotten, 7. Ursache, 8. Nansen, 9. Großvenediger, 10. Inserat, 11. Spektakel, 12. Tuba, 13. Bienenhonig, 14. Episode, 15. Iliumination, 16. Südsee, 17. Panorama, 18. Irun, 19. Erikönig. — „Erziehung ist Beispiei und Liebe, sonst nichts."



JÜRGEN THORWALD: Die grossen Abenteuer der Kriminal-Geschichte

FÜR QUICK BEARBEITET

Das Paket sah ganz harmlos aus, aber sein Inhalt war grausig. Es trieb am 21. Oktober 1949 im Wasser nahe der Küste von Essex in England.

Ein Landarbeiter sah es von seinem Kahn aus. Er löste die Verschnürung, schlug die Decke auseinander, die als Verpackung diente — und erstarrte: In der Decke war ein menschlicher Körper, dem Kopf und Beine fehlten. Am Rumpf hingen Fetzen eines blutgetränkten Seidenhemdes.

Der Arbeiter rannte zur Polizei und meldete den fürchterlichen Fund.

Der Londoner Gerichtsmediziner Francis E. Camps stellte folgendes fest:

Der Rumpf stammte von einem korpulenten Mann von nahezu zwei Zentnern Gewicht und einer Größe von etwa 1,70 Metern. Die Leiche hatte mindestens zwei Wochen im Wasser getrieben.

In der Brust befanden sich sechs Stichwunden. Alle Rippen waren gebrochen. Diese Brüche mußten aber erst entstanden sein, als der Mann schon tot war.

Spezialisten nahmen Fingerabdrücke ab. Und sie fanden bald auch dazu passende Abdrücke in ihrer Kartei.

Bei dem Toten handelte es sich um einen Mann namens Stanley Setty, der im Jahre 1928 wegen betrügerischen Bankrotts zu einer Strafe von achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

Setty, siebenundvierzig Jahre alt, stammte aus Bagdad. In London hatte er in den letzten Jahren mit Gebrauchtwagen gehandelt, vor allem aber undurchsichtige Geschäfte großen Stils abgewickelt.

Seit dem 4. Oktober 1949 war Setty verschwunden. An diesem Tag hatte er bei einer Bank einen Scheck über 1000 Pfund (20 000 Mark) eingelöst und sich lauter Fünfpfundnoten geben lassen. Die Bank hatte die Nummern der Geldscheine notiert. Seitdem hatte ihn niemand mehr gesehen.

Jetzt, nach der Identifizierung der Leiche in dem Paket, wußte man, daß Setty ermordet worden war.

Inzwischen hatte der Gerichtsmediziner Camps bei der Autopsie weitere Einzelheiten ermittelt: Die Mordwaffe war ein zweischneidiges Messer von mindestens zehn Zentimeter Länge. Bei der Durchtrennung der Oberschenkelknochen und der Halswirbel war mit einer feinen Säge gearbeitet worden.

Camps glaubte, auch für die rätselhaften Knochenbrüche nach dem Tod eine Erklärung zu haben. Er sagte zu Superintendent MacDougall von Scotland Yard, der die kriminalistischen Ermittlungen durchführte:

„Die Knochenbrüche erinnern mich an Autopsien während des Krieges an Fliegern und Fallschirmjägern, deren Fallschirme sich nicht geöffnet hatten und die aus großer Höhe ins Wasser gestürzt waren. Es klingt phantastisch — aber wäre es nicht möglich, daß die Leiche aus einem Flugzeug ins Meer geworfen wurde?"

MacDougall begann, auf den Flughäfen Westenglands nachzuforschen. Schon einen Tag später traf ein wichtiger Hinweis von dem Privatflugplatz Elstree ein. Dort hatte am 5. Oktober, also am Tage nach Settys Verschwinden, ein junger Mann namens Donald Hume aus London ein Sportflugzeug gemietet.

Ein Techniker erinnerte sich, daß Hume zwei auffallende Pakete aus seinem Auto in das Flugzeug trug. Das größere Paket hatte Hume auf den Kopilotensitz gestellt.

MacDougall fuhr sofort nach Elstree und inspizierte die Maschine. Auf dem Boden hinter dem Kopilotensitz entdeckte er mehrere Blutflecke.

Ermittlungen über Humes Vergangenheit und Lebenswandel verstärkten den Verdacht, daß er in den Mord verwickelt war.

Hume war dreißig Jahre alt. Als unehelicher Sohn einer Lehrerin hatte er seine ersten Lebensjahre in einem Heim verbracht. Als Siebzehnjähriger stahl er wahllos Autos, fuhr sie zusammen und ließ die Wracks am Straßenrand stehen.

Im Krieg machte er Geschäfte auf dem schwarzen Markt, raubte eine Kantine aus, erschwindelte sich als angeblicher Offizier mit gefälschten Papieren Motorenersatzteile in Luftwaffendepots und verkaufte sie. Er stand auch im Verdacht, sich an Bandendiebstählen beteiligt zu haben.

Eine Zeitlang produzierte er elektrische Geräte — aber als die Notjahre zu Ende gingen, ließ sich seine Ramschware nicht mehr absetzen.

Trotzdem trug er weiterhin teure Anzüge und fuhr kostspielige Autos. Er war ständiger Gast in Nachtklubs und unterhielt eine Sechszimmerwohnung.

Er heiratete die elegante Cynthia, Tochter eines Bankbeamten. Sie fragte wenig danach, woher seine Geldmittel stammten.

Schließlich lernte er Setty kennen und wurde sein Handlanger für allerlei dunkle Geschäfte ...

Am Nachmittag des 5. Oktober war er mit dem gemieteten Flugzeug in Elstree gestartet, aber auf einem anderen Flugplatz — in Southend — gelandet. Von hier aus fuhr er mit einem Taxi nach London zurück.

Der Polizei gelang es, den Taxifahrer ausfindig zu machen. Hume hatte ihn mit einer Fünfpfundnote bezahlt. Der Geldschein war noch im Besitz des Taxifahrers. Wie die Nummer bewies, gehörte der Schein zu den Banknoten, die Setty von der Bank abgeholt hatte.

Die Geschichte von Mac und den drei Paketen

Am 27. Oktober wurde Hume in seiner Wohnung verhaftet. Ein kräftiger junger Mann mit dichtem schwarzem Haar, spöttisch nach unten gezogenen Mundwinkeln und kalten Augen.

Nach anfänglichen Versuchen, alles rundweg abzustreiten, erzählte Hume folgende Geschichte:

Am 30. September 1949 hatten ihn zwei Männer angesprochen. Der eine nannte sich Mac, der andere Gree. Sie fragten Hume, ob er Geld verdienen wolle.

Natürlich wollte Hume Geld verdienen. Er gab ihnen seine Telefonnummer.

Am 2. Oktober fragte Mac telefonisch an, ob Hume kurzfristig ein Flugzeug chartern könne. Hume bejahte.

Am frühen Nachmittag des 5. Oktober brachten Mac, Gree und ein dritter Mann, der sich Roy nannte, zwei Pakete in Humes Wohnung. In den Paketen waren angeblich Druckstöcke für gefälschte Benzinscheine. (Benzin war damals noch rationiert.) Hume sollte sie in einer Chartermaschine über dem Kanal ins Meer werfen.

Mac spielte demonstrativ mit einer Pistole, während er Hume die Sache erläuterte.

Hume erhielt sechs Fünfpfundnoten. Mac kündigte an, er werde um acht Uhr abends wieder vorbeikommen und weitere fünfzig Pfund bezahlen.

Hume war in Elstree gestartet und hatte die Pakete über dem Meer abgeworfen. Weil er beim Chartern der Maschine angegeben hatte, er benötige sie für einen Flug nach Southend, landete er dort. Für den Rückflug wurde es zu dunkel. Deshalb fuhr er im Taxi nach London.

Vor seiner Haustür tauchte Mac aus dem Dunkel auf. Drohend verlangte er von Hume, ein weiteres Paket über dem Kanal abzuwerfen. Er hatte es gleich bei sich und schleppte es gemeinsam mit Roy hinauf in die Wohnung.

Hume fuhr in seiner Aussage fort: „Am nächsten Vormittag trug ich das Paket in den Wagen. Auf der Treppe gab es in dem Paket ein gurgelndes Geräusch. Ich dachte, es könnte ein menschlicher Körper darin sein ... Am Morgen hatte ich in der Zeitung gelesen, daß Setty vermißt wurde. Und plötzlich kam mir der Gedanke, in dem Paket könne Setty verschnürt sein."

Hume gab eine genaue Beschreibung von Mac, Gree und Roy.

Aber so intensiv die Polizei nach ihnen fahndete — sie entdeckte keine Spur. Es gab niemand außer Hume, der ihnen je begegnet war.

MacDougall kam zu der Überzeugung, daß Mac, Gree und Roy niemals existiert hatten. Für ihn war

Was die Toten erzählen

Hume der Mörder. Er hatte Setty zu sich in die Wohnung gelockt und dort getötet.

Mehrere Beamte schlugen unter dem Vorwand, Cynthia Hume gegen eventuelle Repressalien der geheimnisvollen Unbekannten schützen zu wollen, ihr Quartier in der Wohnung des Verhafteten auf. Sie suchten nach Settys Fingerabdrücken — vergeblich.

Cynthia Hume erklärte, niemals habe sie Setty in ihrer Wohnung gesehen. Am 5. Oktober hatte sie ihr krankes Kind ins Krankenhaus gebracht. Auch am 6. Oktober war sie viele Stunden im Krankenhaus gewesen.

Den ersten brauchbaren Hinweis lieferte die Putzfrau von Cynthia Hume. Ihr war aufgefallen, daß am Morgen des 5. Oktober der Teppich im Wohnzimmer fehlte. Hume hatte ihr erklärt, er habe ihn zum Reinigen und Färben gegeben. Am gleichen Tag hatte ein Arbeiter die Fußböden in der Wohnung frisch gebeizt.

Hatte Hume auf diese Weise die Blutspuren auf dem Teppich und den Böden beseitigen wollen?

Streng geheim gehalten: Funde unter dem Fußboden

Die Gerichtsmediziner Camps und Holden bekamen den Auftrag, die Wohnung auf Blutspuren zu untersuchen.

Die beiden entdeckten an der Unterseite des Wohnzimmerteppichs einen Blutfleck von 30 mal 22 Zentimeter Größe. Aber da der Teppich gereinigt und gefärbt worden war, ließ sich nicht bestimmen, ob es sich um Menschenblut handelte.

Weitere Blutspuren fanden sich auf dem Linoleumbelag in der Diele, im Eßzimmer und in den Ritzen zwischen den frisch gebeizten Bodenbrettern im Wohnzimmer.

Sie ließen nun den gesamten Fußboden aufreißen. Darunter konnten sie eine Tasse geronnenes Blut zusammenkratzen.

Menschenblut der Gruppe 0 — Settys Blutgruppe.

Durch Versuche und Berechnungen stellten sie fest, daß mindestens anderthalb Liter Blut notwendig waren, um die Blutmenge unter den Wohnzimmerdielen zu erklären.

Das bedeutete Mord — es sei denn, Hume konnte eine einleuchtende Erklärung für die große Blutmenge geben.

Damit sich der Verdächtige nicht in aller Ruhe diese Erklärung ausdenken konnte, wurde beschlossen,

die Entdeckungen in der Wohnung geheimzuhalten. Er sollte ganz überraschend vor Gericht damit konfrontiert werden.

Am 18. Januar 1950 begann der Mordprozeß gegen Donald Hume. Drei Tage lang rief Ankläger Humphreys seine Zeugen auf. Doch der eigentliche Coup der Anklage waren ohne Zweifel die Berichte von Camps und Holden über die Blutfunde in Humes Wohnung.

Würde Hume das Meisterstück gelingen, seine Geschichte so auszubauen, daß sie die Blutfunde erklärlich machte, ohne daß er selbst als Mörder dastand?

Unglaublich — der raffinierte Hume schaffte es. Er wiederholte zunächst seine Geschichte bis zum Abend des 5. Oktober, an dem Mac und Roy das dritte Paket in seine Wohnung getragen hatten.

„Als die beiden gegangen waren", sagte er, „hob ich das Paket auf. Es gab ein gurgelndes Geräusch — und auf dem Boden sah ich eine Blutlache."

Kalt und unbewegt berichtete Hume, wie er versucht hatte, die Pfütze aufzuwischen. Wie er auf der Suche nach einem sicheren Aufbewahrungsort das Paket durch die Wohnung geschleift hatte — und wie dabei immer mehr Blut herausgequollen sei.

Damit hatte er auch die Spuren in den anderen Räumen der Wohnung erklärt.

Mit wachsender Erbitterung verfolgte der Ankläger die Aussage, die mit teuflicher Raffinesse die Argumente der Sachverständigen entkräftete. Humphreys versuchte, Hume im Kreuzverhör in Widersprüche zu verwickeln. Er stieß in die einzige Lücke hinein: Hume gab keine Erklärung für den Blutfleck auf dem Teppich des Wohnraums.

Denn dieser Teppich war bereits am Vormittag des 5. Oktober, unzweifelhaft mit Blut befleckt, in die Reinigungsanstalt gebracht worden.

Woher stammte das Blut an diesem Teppich, wenn nicht von dem Mord an Setty?

Hume erwiderte frech, für diesen Fleck wisse er selbst keine Erklärung. Ob man nicht bei genauem Suchen in zahlreichen Wohnungen und an vielen Teppichen Blutspuren finden werde, deren Ursprung niemand kenne? Außerdem stehe nicht einmal fest, ob es sich um Menschenblut handele.

Er hatte den wunden Punkt im Gutachten der Sachverständigen sofort erfaßt: die Unmöglichkeit, die Art des Blutes im Teppich genau zu bestimmen.

Am sechsten Tag des Prozesses verkündete der Sprecher der Geschworenen, die Jury könne sich nicht über einen Spruch einigen.

Entschlossen, Hume nicht gänzlich entkommen zu lassen, erhob Humphreys Anklage wegen Beihilfe zum Mord. Hume hatte in seiner Geschichte ja selbst gestanden, daß aus dem großen Paket Blut gequollen sei. Und damit zugegeben, wissentlich an der Beseitigung eines Ermordeten mitgewirkt zu haben.

Jetzt blieb ihm keine andere Wahl, als sich in diesem Punkt schuldig zu bekennen.

Richter Sellers verurteilte ihn zu zwölf Jahren Zuchthaus.

Millionen in England waren überzeugt, daß Hume gelogen hatte. Zornig schrieb die Schriftstellerin Rebecca West: „Was die medizinischen Sachverständigen betrifft, so wären sie am besten gleich zu Hause geblieben ..."

Es war eine der Stunden, in denen der Gerichtsmediziner Camps mit tiefer Bitterkeit die Grenzen empfand, vor denen die Gerichtsmedizin auch nach einem Jahrhundert wissenschaftlicher Arbeit noch stand.

Am 1. Februar 1958 wurde Hume vorzeitig aus dem Zuchthaus Dartmoor entlassen. Vier Monate später erschien eine englische Sonntagszeitung mit der Schlagzeile: „Donald Humes aufrüttelndes Geständnis: Ich ermordete Setty!"

Es schien unglaublich, ungeheuerlich — aber es war Tatsache: Von Geldgier und Zynismus getrieben, hatte Hume der Zeitung für den Gegenwert von 22 000 Mark die wahre Geschichte des Mordes an Stanley Setty verkauft.

Er wußte genau, daß kein englisches Gericht ihn wegen eines Verbrechens, über das bereits ein Spruch gefällt war, noch einmal bestrafen konnte.

Hume war ein Helfershelfer Settys bei dessen dunklen Geschäften gewesen. Er hatte Kraftwagen gestohlen, Waffen über die Grenze geflogen. Setty hatte ihn gut bezahlt, aber in ihm niemals mehr gesehen als einen „Bastard", einen großmäuligen kleinen Gauner.

1949 war Humes Haß gegen seinen Arbeitgeber aufs äußerste gestiegen. Als Setty ihn am Abend des 4. Oktober in seiner Wohnung aufsuchte, ihm einen neuen Auftrag erteilte und dabei spöttische Bemerkungen machte, entlud sich dieser Haß: In wilder Wut griff Hume nach einem Dolch und stach zu.

Setty stürzte auf den Teppich. Hier erhielt er die tödlichen Wunden.

Als alles vorüber war, schleppte Hume den schweren Mann in die Kohlenkammer, die seine Frau aus Angst vor Mäusen niemals betrat.

In der Nacht trennte er den Kopf und die Beine von Settys Körper und verschnürte die Leichenteile in drei Pakete.

Am nächsten und übernächsten Tag warf er die Pakete über dem Kanal ab. Da die Zeit drängte, flog Hume beim zweitenmal nicht weit genug aufs Meer hinaus.

Dieser Fehler führte dazu, daß später der Rumpf an die Küste von Essex geschwemmt wurde.

Als Humes zynisches Geständnis erschien, hatte er England bereits verlassen. Er gab sich in Zürich unter dem Namen Bird als kanadischer Testpilot aus und warf das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus.

Im Jahre 1959 unternahm er einen Raubüberfall auf die Gewerbebank in Zürich. Dabei verletzte er einen Kassierer und erschoß einen Taxifahrer.

Er wurde gefaßt und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

E N D E



TATSACHEN • ANALYSEN • HINTERGRÜNDE

Urlaub im Roten Schwarzmeerparadies Mamaia: Geheimtip für Treffen zwischen Ost- und Westdeutschen.

Zauberwort zwischen Ost und West:

Treffpunkt Mamaia

Von Flirt und Flucht am Schwarzen Meer berichtet QUICK-Reporter Johannes Leeb aus Rumänien

In den Prospekten nennt man ihn gerne den „Strand, von dem man spricht". Und in Zeitungsberichten wird das rumänische Urlaubszentrum am Schwarzen Meer als „Strand der Sehnsucht" und „gesamtdeutscher Strand" geschildert. Denn Mamaia ist nicht nur ein Ferienparadies mit Dutzenden herrlicher Hotelpaläste, sondern auch eine der wenigen noch verbliebenen Nahtstellen zwischen den Menschen beider Teile Deutschlands:

● Bei Sachsen wie bei Rheinländern erfreut sich das Urlaubsgetto (es ist mit seinen Hotelpalästen auf eine Landzunge hineingebaut, wo die Urlauber unter sich sind) immer größerer Beliebtheit.

● 15 Tage Mamaia inklusive Flug, schönem Zimmer, gutem Essen und feinem Strand werden im Westen zwischen 400 und 500 Mark angeboten. Reisende aus der Sowjetzone zahlen in Ostmark etwa das Doppelte, wenn sie überhaupt einen


Stoppt Ihre Seife
auch Körpergeruch,
bevor er beginnt?
Morgens nach dem Waschen frisch zu sein ist keine Kunst. Aber dann – im Laufe des Tages – wie leicht verliert sich da die Frische! – Nicht bei Rexona! Rexona enthält einen besonderen Wirkstoff für körperliche Frische, der Körpergeruch gar nicht erst aufkommen läßt.
Sie müssen wissen: Schweiß riecht nur dann, wenn Bakterien ihn zersetzen. Frischegefährdende Bakterien! – sie sind auf jeder Haut. Einfaches Waschen kann da nicht helfen. Aber Rexona kann es. Rexona läßt Körpergeruch keine Chance.
Rexona-Frische macht das Miteinanderleben angenehmer!
Desodorierende Toiletteseife
Rexona
Rexona
Rexona



QUICK HIER UND HEUTE

Platz im Hotel bekommen.

● Unter den 13 000 Urlaubern, die Mamaia aufnehmen kann, ist jeder dritte diesseits oder jenseits der Zonengrenze zu Hause. So wird jedes dritte Bett zum west-östlichen Diwan ... Während die älteren Touristen kaum voneinander Notiz nehmen, trifft sich die jüngere Generation nach der Devise „Getrennt sonnen — gemeinsam tanzen“ abends zu gesamtdeutschem „Madison“ und lautstarkem „Humba, humba, täterä“ in der Bar vom Hotel „Tomis“.

Da bringt dann die blonde Friseuse Doris aus Karlsruhe („Mamaia klingt so schön, außerdem hatte ich von den Papagalli in Italien die Nase voll“) ihrem neuen Freund Werner aus Leipzig den „Shake“ bei und eine der begehrten westdeutschen Zeitungen mit. (Werner: „Unsere Funktionäre sagen nischt, die müssen ja für'n Zeitungsaustausch sein, oder?“)

Heimlich treffen sich am Strande von Mamaia auch jene Familien, die der Eiserne Vorhang auseinandergerissen hat. Die stille Hoffnung, daß dies Wiedersehen nicht nur 15 Ferientage dauert, erfüllt sich aber leider nicht. Denn Rumäniens „weiche Welle“ kommt nur Touristen aus dem Westen zugute: Sie allein dürfen sich seit dem 15. Juni ungehindert im Land bewegen und auch die beliebten 3-Tage-Reisen nach Istanbul mitmachen. Dies Tor zum Westen aber bleibt den Ostdeutschen verschlossen.

Einer Familie jedoch ist es gelungen, im Alleingang diesen Vorhang zu durchstoßen. Mit viel Geld, Geduld und Nerven hat das Düsseldorfer Ehepaar Otto und Ingrid R. Mutter Charlotte, Schwester Renate und Schwager Zdislaw aus Cottbus über Mamaia und Istanbul in die Freiheit geführt.

Der blonde Düsseldorfer Ingenieur Otto R. berichtet QUICK: „Voriges Jahr hielten wir Generalprobe. Wir trafen uns in Mamaia und überlegten uns bis ins kleinste Detail, was wir brauchen, um zusammen auf das Schiff ‚Transilvania‘ von Constanza nach Istanbul zu kommen.“

Was für viele tausend Touristen aus Mecklenburg und Sachsen, aus Thüringen und Ostberlin ein Traum ohne Erfüllung sein muß, ist den Cottbussern gelungen.

„Alles lief wie am Schnürchen“, erzählte Otto R. „Die sorgfältige Generalprobe hatte sich ausgezahlt.“ Einzelheiten der Flucht veröffentlicht QUICK nicht, um weitere ähnliche Aktionen nicht zu gefährden.





Ihr „Playboy“: Der dreijährige Rolf ist wichtiger.

Karriere durch ein Nein

Weil sie „nein“ sagt, ist sie berühmt. Sie sagt dieses Nein aus zwei Gründen. Ihr ist ihr dreijähriger Sohn Rolf wichtiger als die tollste Karriere, und sie will nicht zur großen Zahl „abgestempelter“ Fotomodelle gehören. Werbefotografen und Mode-Illustratoren in der ganzen Welt





sind böse auf sie. Man hat ihr schon das Dreifache dessen geboten, was sie heute verdient. Doch Gloria sagt nein.
Gloria Terbrakens Vater ist Holländer, ihre Mutter Berlinerin. Sie war verheiratet mit einem blonden Skiläufer namens Friedrich — aber daran denkt sie jetzt nicht mehr. Ursprünglich wollte Gloria, heute 24, Hotelsekretärin werden. Sosehr sie sich bemühte, sie wurde „Deutschlands Gloria". Berühmte Mode-Fotografen aus der ganzen Welt reden immer wieder auf sie ein: „Du bist die ideale Vertreterin für dein Land." Doch Gloria hat einen Dickkopf. Als für sie in den USA kürzlich gar eine Party inszeniert werden sollte, täuschte sie ihre Abreise vor und verzichtete auf Ruhm und Geld.

Bei solchen Späßen verzweifeln Modefotografen in aller Welt. Denn Gloria ist das ideale Modell: Sie ist pünktlich, sie beginnt ihre Arbeit schon morgens früh, und sie ist von Kopf bis Fuß auf alle Aufnahmen vorbereitet — von der Perücke bis zum Nagellack. Aber weil sie auch eine ideale Mutter und Hausfrau ist und nie länger als ein paar Tage von ihrem Kind getrennt sein will, macht sie sich nichts aus allem Erfolg, den ihre professionellen Kolleginnen anstreben.

Die Internationale der Nackedeis

Andere Länder — andere Freikörpersitten. QUICK-Reporter sahen sich im In- und Ausland auf FKK-Geländen um und sprachen mit dem Präsidenten dieser „Bewegung".

An der offenen Gartentür baumelt ein Schild mit der Warnung: „Achtung! — Klingeln Sie, bevor Sie eintreten!"
Daneben ein Bild (im Scherenschnitt): ein nackter Mann und eine nackte Frau, die ein nacktes Kind hochhalten — der nackten Sonne entgegen.
Der arglose Besucher soll wissen, was ihm auf dem Anwesen des dänischen Verlegers Erik Holm, hier am Skaeringer-Strand in Jütland, blühen kann: der pudelnackte Weltpräsident der Freikörper-Kultur, mit Frau und Kindern Linda (11) und Hendrik (6).
50 Meter weiter, auf einem der schönsten Sandstrände Dänemarks, dürfte der Nudisten-Häuptling sich in seinem Verbands-Kostüm nicht sehen las-





Freikörper aus fünf Ländern: Schweden, Frankreich,

sen. Die Skandinavier sind nicht so busenfrei, wie manche Schweden-Filme uns weismachen wollen.

Erik Holm, den die Nackten in aller Welt acht Jahre lang immer wieder zu ihrem Präsidenten gewählt haben, ist ein gewandter Mann von 48 Jahren, ehemaliger Reporter verschiedener dänischer Tageszeitungen. Vor einigen Jahren kaufte er von einem großen Verlag eine FKK-Zeitschrift und machte daraus die einzige — sagen wir mal — echte Zeitschrift dieser Art, ohne spekulative Aktfotos und anrüchige Anzeigen.

„Es ist vor allem den deutschen Nackten zu verdanken", erzählt er, „wenn die Welt-Organisation heute so viele Anhänger in über dreißig Ländern der Erde hat. Die Deutschen sind die zahlenmäßig stärkste Gruppe. Danach kommen die Franzosen, dann die Nordamerikaner . . ."

In Schweden hingegen, im Land der Mitternachtssonnenbräuche, wo alle Leute grundsätzlich nur nackt baden, wie wir fälschlich zu wissen glauben, ist die Zahl der Textillosen vergleichsweise kümmerlich.

Wer hätte das gedacht!

„Sind die Deutschen denn besonders auf das Nackte aus?"

Der Weltpräsident rückt an der Brille und denkt nach, bevor er etwas zaghaft antwortet: „Bestimmt nicht. Aber sie sind . . . eh . . . sagen wir mal, besonders tüchtige Organisatoren. Wenn Sie verstehen, was ich meine."

Und ob wir verstehen.

Von weit her kommen die Anfragen Neugieriger in das Büro der INF (Internationale Naturisten Förderation), an Erik Holms kleinen Strand in Dänemark. Aus Australien und Südafrika, Kanada und Japan. Selbst aus der deutschen Sowjetzone hat INF-Präsident Erik Holm schon Aufklärungs-Bitten erhalten.

Worauf Herr Holm einen Brief nach Ost-Berlin geschrieben hat: „Die Weltorganisation der FKK gestattet sich, Ihre Regie-



Deutschland, USA, Japan.

rung um Antwort auf die Frage zu ersuchen, ob einer Organisation ostdeutscher Freikörper-Kultur-Anhänger in der DDR irgendwelche Schwierigkeiten im Wege stehen. Wir haben von Ihren Bürgern so viele Anfragen erhalten, daß . . ."

„Wer sind die Bürger unseres Staates", hieß es in der Antwort aus Ost-Berlin, „die sich an die Weltförderation der Nudisten gewandt haben? Können Sie uns Namen und Adressen mitteilen?"

Der harmlose Nudisten-Präsident Erik Holm erschrak und packte die Korrespondenz schleunigst weg.

Mehr Freude hatte er an den polnischen Freikörpern. Sie schickten als Gesinnungs-Gruß eine Ansichtspostkarte, auf der vier muskulöse junge Polen unter einer stilisierten Sonne einen „Reiterkampf" im seichten Meerwasser darboten.

Allerdings kam diese Ansichtskarte aus Griechenland, wo der polnische Sportverein „Sparta Slovan" ein Nacktbadelager unterhält.

Ein Prinz schafft Raum für Sonnenfreunde

„Womit wir beim Thema wären!" sagt Erik Holm. Und er schwärmt von dem Freikörper-Tourismus und den FKK-Stränden an den Gestaden der Meere und Seen in aller Welt.

„Wir haben beispielsweise einen privaten Strand auf Korsika, der sich ‚tropica' nennt, durch ein 10 000-Mark-Darlehen vor dem Ruin gerettet, und wir stehen gerade jetzt mit der griechischen Regierung über den Erwerb eines riesigen Geländes in Verhandlung." Prinz Peter, Vetter eines Königs, soll an dieser Transaktion sehr interessiert und darum der Vermittler des griechischen Paradieses sein. Als Käufer für die Weltföde-





Vertreibung aus dem Paradies. Geschehen bei St. Tropez. Filmisch nachgestellt und nachempfunden.

ration tritt dabei ein griechischer Professor auf, angeblich der Schwager eines Tanker-Königs.
Streiten wir uns einmal nicht über die Ideale der „Bewegung“: Die nackte Welle rollt an die Küsten aller Weltmeere. Dorthin, wo die Urlauber fahren. Die Tourismus-Manager haben es erkannt.
Da bietet zum Beispiel ein Münchner Reisebüro zwei, und ein anderes gar fünf FKK-Strände in üppigen, subtropischen Landschaften an. Hotelwochenpreise von 74 bis 102 Mark werden genannt, „Badebuchten mit feinstem Sandstrand, durchgehende Autostraßen und WC mit Wasserspülung“.

Aber die reisenden deutschen FKK-Freunde erfahren an fremden Küsten, daß „andere“ Völker auch „andere Nackedei-Sitten“ haben. Sitten, die sich kaum mit den ideellen Vorstellungen einheimischer Sonnenanbeter vertragen.

In Frankreich scheint die Sonne anders

Auf französischen FKK-Geländen wird zum Beispiel ohne weiteres auch „halbnackt“ gebadet. Manche Dame bietet also nur den Oberkörper der Sonne dar. Andere Franzosen, Belgier und Holländer beiderlei Geschlechts laufen nur mit einem



Delikater Beruf: Polizist am FKK-Strand in St. Tropez.

Oberteil, aber ohne Hosen herum. Oder sie tragen eine Art Feigenblatt, ein Stückchen Stoff, in dem sich jede Revuetänzerin genieren würde.

Dieses „Slip Minimum“ ist zum Beispiel am FKK-Strand von Montalivet, 80 Kilometer von Bordeaux am Atlantik, beim Weg durch die Dünen zum Strand gesetzlich Vorschrift.

Und in Camp d'Agde, an der Südküste zwischen Montpellier und Perpignan, muß der kleine „Slip“ sogar im Wasser getragen werden — zumindest dann, wenn eine plötzliche Kontrolle in Aussicht steht, vor der ein Lautsprecher eilig warnt.

Mit der Oberteillosigkeit weiblicher Bademoden nimmt man es in Frankreich außerhalb öffentlicher Badestrände ohnehin nicht so genau: Autoreisende können sich, wenn sie freie Flußläufe passieren, hin und wieder von Frauen und Mädchen irritieren lassen, die sich mit „oben ohne“ unbekümmert im Wasser tummeln.

Und dann die Sache mit den Schönheitskonkurrenzen! Käme ein deutscher Vereinsvorstand auf die Idee, auf dem Gelände seiner Organisation eine Miss-Wahl zu veranstalten, könnte er gleich seine Hose nehmen und seinen Rücktritt erklären.

Die Franzosen hingegen, die es anscheinend mit den „Idealen“ weniger genau nehmen als die FKK-ler hierzulande, pflegen ab und zu am Sonnenstrand ein nacktes Mädchen zur Königin zu küren — und einen nackten Mann als Apollo dazu.

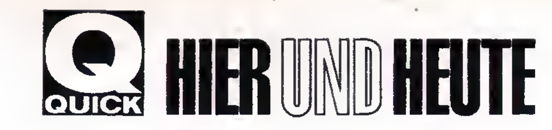
Und wenn am Rande eines südfranzösischen FKK-Strandes ein mit Kameras überladener „Fotograf“ auftaucht, an der Hand ein wasserstoffblondes, wimperngetuschtes, ungebräuntes Modell, dann kommt keiner auf die Idee, nach der Sittenpolizei zu rufen. Lächelnd beobachtet man, wie die „Dame“ sich vor den Kameras produziert, alle Rundungen wölbend, mal liegend, kauernd, hüpfend, mal am Mast eines Bootes lehnend und mal wasserspritzend auf einem Stückchen Treibholz balancierend.

„Und so was“, klagt Weltpräsident Erik Holm, „erscheint dann in den unzähligen Nacktzeitschriften, verbrämt mit ein paar Meldungen aus dem FKK-Leben, und wir sind wieder einmal die Dummen!“

Aus der recht versponnenen Sekte von einst, jenen innbrünstigen Sonnenanbetern, die in ihren Satzungen Tabak und Wein als verdammungswürdige Rauschgifte ausgaben, ist durch ein paar intelligente Manager in den letzten Jahren ein ziemlich aufgeschlossener Zweckverband geworden, der sich geschickt aller massenpsychologischen und politischen Schachzüge unserer modernen Industriegesellschaft bedient.

Aus dem strikten Verbot von Anno dazumal ist eine milde Warnung vor dem „Mißbrauch von Rauschgiften“ geworden — eine Formulierung, die Weltpräsident Erik Holm selber etwas verlegen als „Restbestand





aus den Satzungen der Altvorderen" bezeichnet. Denn „Mißbrauch von Rauschgiften" heißt ja nichts anderes, als daß Rauschgifte (Nikotin und Alkohol) in Maßen auch am Nacktbadestrand heute erlaubt sind.
Die Neue Welle in Papas Nacktkulturkampf ist erst seit einigen Jahren an die Macht gelangt. Und mit der Macht schwinden unaufhaltsam die Ideale.
Die „Bewegung" ist in Bewegung. Sie hat offenbar jetzt erkannt, womit allein die Welt zu verändern ist: Mit Geld. Viel Geld. „Seit sich neuerdings sogar die internationale Großfinanz für uns interessiert", äußert Präsident Erik Holm augenzwinkernd, „sehe ich noch ganz andere Möglichkeiten in naher Zukunft auftauchen."
Wir auch. Und weil die Franzosen in dieser „Kultur" anscheinend bahnbrechend sind.

In der nächsten QUICK:

Südfrankreich – Das Paradies der Paradiese





Mercedes mit Maske

Gut getarnt: Ein neuer „Erlkönig" von Daimler-Benz?

Man sieht sie meistens im Morgengrauen oder am späten Abend. Unauffällig flitzen sie über die Landstraßen, nie parken sie an belebten Orten: die Testfahrer der „Erlkönige", jener getarnten Wagen unbestimmbaren Typs, die sich Monate später als neue Modelle der Autofabrikation entpuppen. Auf einer Lichtung im Schurwald bei Stuttgart entdeckte QUICK zwei Fahrzeuge dieser Art. Die unförmige Motorhaube und der schmucklose Kühlergrill sind nur Maske. Aber die Seitenlinie ist unverkennbar Mercedes! Ein neuer 1500er? Oder ein 1800er? Das Werk dementiert heftig. Chefkonstrukteur Professor Nallinger sagte noch vor kurzem, Daimler-Benz wolle nicht in die Mittelklasse „hinabstoßen". Das Rätselraten wird also weitergehen, die „Erlkönige" werden weitergeistern. Mindestens noch bis zur Automobilausstellung Frankfurt 1965.



Tanja verblüfft alle.

Ganz Rußland spricht von Tanja

Ein Kind „sieht“ mit den Fingern

Ein kleines Schulmädchen hat in Rußland das große Kunststück fertiggebracht, so populär zu werden wie die Astronauten. Es ist die 13jährige Tanja Bykowaskaja, die mit den Fingern „sehen“ kann und dank dieser phänomenalen Fähigkeit im ganzen Land zum Tagesgespräch wurde.

Tanja, die Tochter eines Eisenbahnkontrolleurs, besucht die 6. Klasse der Elementarschule von Kropotkin im Kuban-Gebiet. Und hier, im Klassenzimmer, wurde sie zu einer Person des öffentlichen Interesses. „Ich kann mit den Fingern sehen“, sagte sie eines Tages zu ihren Mitschülerinnen, ließ sich die Augen verbinden, tastete mit den Fingerspitzen über Buntstift-Skizzen und bestimmte die berührten Farben, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren. Dann ließ sie ihre Finger über die geschlossenen Buntstift-Schachteln ihrer Freundinnen gleiten und wußte mit Sicherheit die Lage jedes einzelnen Stiftes zu sagen. Da wurde die Biologielehrerin Valentina Sawina aufmerksam und bat die Ärzte des städtischen Krankenhauses, sich doch einmal die höchst seltsamen Künste ihrer Schülerin anzuschauen. Tanja wiederholte im Krankenhaus nicht nur ihre Farb-Experimente, sie las auch mit verbundenen Augen Bücher, indem sie mit den Fingern über die Druckzeilen strich, und sie zählte den Inhalt eines Stahlschrankes auf, nachdem sie dessen Wände betastet hatte. Die Ärzte reichten Tanja weiter. Berühmte sowjetische Wissenschaftler haben das Mädchen in den letzten Wochen getestet.

Und diese Kapazitäten bestätigen die übernormalen Fähigkeiten des Schulkindes Tanja Bykowaskaja. Aber keiner der Herren war bisher in der Lage, eine plausible Erklärung des Phänomens anzubieten.

...und der Kanzler weiß von nichts

Fortsetzung von Seite 14

einer neuen Wiedervereinigungspolitik, der die Abrechnung mit der bisherigen vorausgeht. Das liest sich so:

Wiedervereinigung in Etappen

„Wiedervereinigungspolitik bedeutete bisher für die Deutschen und ihre Politiker entweder Deutschlandkonferenzen, vertragliche Abmachungen der vier Mächte über Deutschland, Friedensvertrag mit Deutschland oder auch Forderung nach freien Wahlen, Demonstrationen für die deutsche Einheit und Kuratoriumsaktionen wie ‚Dein Päckchen nach drüben' oder Illuminationen am ‚Tag der deutschen Einheit'.

Wie immer man über Wert oder Unwert einer solchen Wiedervereinigungspolitik denken mag, spätestens nach dem 13. August sollten unserem Volke eigentlich Zweifel gekommen sein, ob diese Methoden uns der deutschen Einheit jemals einen Schritt näherbringen werden. Es spricht darum sehr viel dafür, daß unsere Wiedervereinigungspolitik künftig einen neuen Inhalt bekommen muß.

Man muß auf jeden Fall von der Möglichkeit ausgehen, daß die Wiedervereinigung auf absehbare Zeit nicht in einem Zug oder in genau festgelegten kurzfristigen Phasen zu bewerkstelligen ist, sondern vielmehr nur in zahlreichen, sich über lange Zeitspannen erstreckenden Etappen mit dem konkreten und kurzfristigen Ziel einer Wiederannäherung der beiden deutschen Teile erreicht werden kann."

Einer der Kernsätze des Dokumentes lautet dann so:

„Das bedeutet, daß wir unsere Maximalprogramme für die deutsche Einheit nunmehr unverzüglich durch Minimalprogramme ergänzen müssen, die es uns ermöglichen, schon jetzt etwas für das große nationale Ziel praktisch zu tun, ohne dabei von vornherein auf den hartnäckigen Widerstand aller vier Mächte zu stoßen. Heißt das Fernziel nach wie vor die deutsche Wiedervereinigung in Freiheit, so lautet das Nahziel: Entstalinisierung Mitteldeutschlands und Wiederverklammerung der beiden deutschen Teile."

Großes Entgegenkommen ohne Garantie

Hier wird also von Maximal- und Minimalprogrammen gesprochen. Unter Maximalprogramm versteht die FDP ihren Deutschlandplan von 1959. Dieser Plan sah ein wiedervereinigtes Deutschland vor, das keinem Militärbündnis mit „geographischer Stoßrichtung" angehört (also weder gegen den Osten, noch gegen den Westen). Dafür sollte ein europäisches Sicherheitsbündnis gebildet werden, zu dem auch die USA, England, Frankreich und die Sowjetunion gehören.

Immerhin sah dieser Plan — das Maximalprogramm der FDP — doch noch die Wiedervereinigung vor. Das in der Denkschrift angeregte Minimalprogramm kalkuliert dagegen zahlreiche kleine Schritte ein, von denen jeder für die Kommunisten ein großes Entgegenkommen wäre — ohne Garantie der Wiedervereinigung. Hier muß jetzt wieder ein Teil der Denkschrift, der auf Seite 14 beginnt, wörtlich zitiert werden, damit genau festgestellt werden kann, wieweit ihr Inhalt im Gegensatz zur Politik der auch von der FDP getragenen Bundesregierung steht:

„Wir müssen zweifellos davon ausgehen, daß eine Milderung des politischen Systems in der Zone nur dann möglich sein wird, wenn die Sowjetunion nicht befürchten muß, daß eine Liberalisierung Mitteldeutschlands zu einem neuen 17. Juni, zum Ausscheren der Zone aus dem Ostblock und damit zum Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums insgesamt führt.

Will man die Zone entstalinisieren, so muß man also vom Westen aus zunächst einmal bestimmte Verpflichtungen eingehen, die eine Fortexistenz der DDR im Ostblock bis zur endgültigen Lösung der deutschen Frage möglich macht. Das aber bedeutet:

Liquidierung der Hallstein-Doktrin

Der Westen muß die Zweistaatlichkeit Deutschlands anerkennen und die Souveränität der DDR bis zur Wiedervereinigung respektieren.

Aufgabe der Bundesrepublik wird es sein, die sogenannte Hallstein-Doktrin vor allem gegenüber Osteuropa zu liquidieren und die diplomatischen Beziehungen zumindest mit den unmittelbaren Nachbarn Deutschlands, Polen und der Tschechoslowakei, aufzunehmen.

Der Westen wird nicht umhin können, dem „Einfrieren" des gegenwärtigen atomaren Status der Bundesrepublik zuzustimmen und sich bereit zu erklären, Westdeutschland in militärische Inspektionszonen gegebenenfalls auch schon vor der Lösung der deutschen Probleme einzubeziehen; in diesem Zusammenhang ergibt sich . . . die zwingende Notwendigkeit, den von der amerikanischen Regierung inzwischen abgelehnten Zweistufen-Plan des polnischen Außenministers Rapacki erneut zu prüfen, der die Schaffung einer atomfreien und militärisch verdünnten Zone in Mitteleuropa unter internationaler Kontrolle vorsah.

Der Westen wird sich verpflichten müssen, die Funktionen West-Berlins als eines Propagandazentrums gegen den kommunistischen Block weitgehend abzubauen und diese



...und der Kanzler weiß von nichts

Stadt zu einem Zentrum internationaler und gesamtdeutscher Institutionen auszubauen.

Ostgrenzen respektieren

Der Westen muß sich schließlich zumindest auch verpflichten, die gegenwärtigen deutschen Ostgrenzen bis zu einer endgültigen vertraglichen Regelung in einem deutschen Friedensvertrag offiziell zu respektieren."

Dies also soll dem Osten geboten werden:

1. Anerkennung zweier deutscher Staaten und Garantie der DDR „bis zur Wiedervereinigung".

2. Verzicht auf die Hallstein-Doktrin. Das bedeutet: Das freie Deutschland vertritt nicht mehr das ganze deutsche Volk; jeder Staat der Welt kann diplomatische Beziehungen zu Pankow aufnehmen.

3. Unsere militärischen Pflichten im Rahmen der NATO sollen wesentlich abgeschwächt werden.

4. Die kommunistische Hetze gegen West-Berlin als „Propagandazentrum" wird in der FDP-Denkschrift dadurch belohnt, daß dieses „Propagandazentrum" abgebaut werden soll. Es wird völlig übersehen, daß die Kommunisten unter Propaganda schon freie Meinung in Wort und Schrift verstehen.

Alle diese Punkte sind klare Verstöße gegen Adenauers und Erhards und auch gegen Mendes Politik. Hier werden Vorleistungen gefordert, die eine vorsichtige deutsche Politik immer wieder zu verhindern trachtete. Soll die Bundesrepublik mit dem eigenen Ausverkauf beginnen?

Die Gegenleistung des Ostens soll — wie auf Seite 16 zu lesen ist — folgendermaßen aussehen:

Ulbricht-Gruppe absetzen

„Die Absetzung der Ulbricht-Gruppe und ihre Ersetzung durch die Vertreter der gegen Ulbricht gerichteten Opposition in der SED;

die Durchführung einer umfassenden Entstalinisierung in der Zone auf allen Gebieten der Wirtschaft, der Justiz und der Kultur;

die Entlassung der politischen Häftlinge aus den DDR-Gefängnissen;

die Beseitigung der Mauer in Berlin und Wiederherstellung der Freizügigkeit in der deutschen Hauptstadt;

eine Garantie der Sowjetunion und der DDR für die Freiheit West-Berlins und die Verbindungswege zu Lande, zu Wasser und in der Luft von und nach Berlin, die Internationali-

sierung bestimmter Straßen und Eisenbahnlinien in beiden Teilen Deutschlands;

Wiederherstellung des Reiseverkehrs zwischen beiden Teilen Deutschlands, die Intensivierung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik."

Diese Naivität ist kaum zu begreifen: Als ob sich die Ulbricht-Gruppe absetzen und durch eine interne „SED-Opposition" ersetzen ließe! Als ob sich die Mauer beseitigen ließe, solange Menschen in der Zone Grund haben zu fliehen! In der Denkschrift wird zur praktischen Durchführung dieser Schritte gefordert:

„Verklammerung" der beiden deutschen Teilstaaten

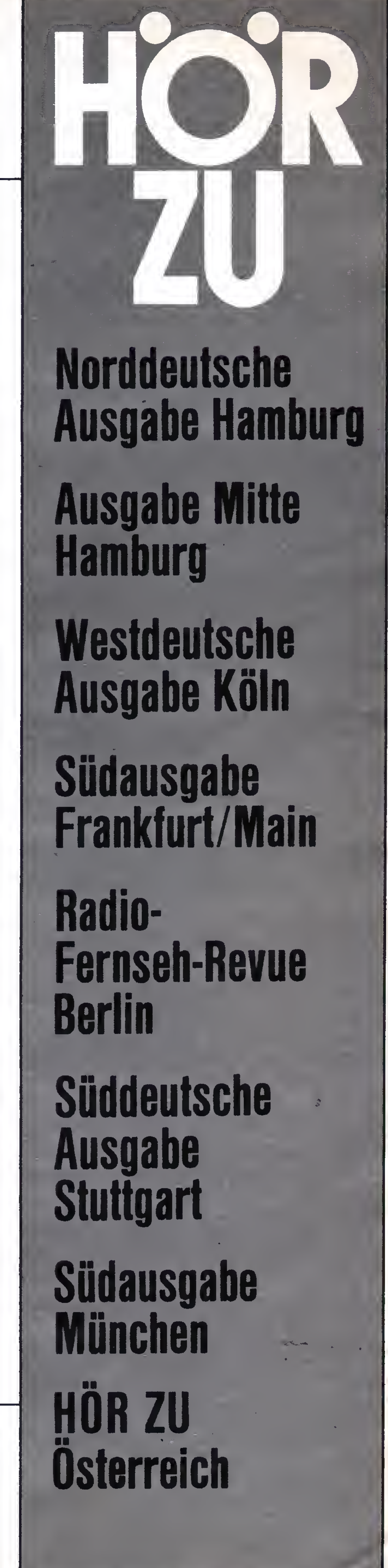
„Beide Seiten müßten sich zudem verpflichten, sofort gesamtdeutsche Kommissionen einzusetzen, deren Aufgabe es wäre, auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiete zu einer Zusammenarbeit zwischen Bonn und Ost-Berlin zu kommen.

Das Ziel aller dieser Maßnahmen wäre, eine rasche und wirksame Entspannung der politischen und militärischen Lage in Mitteleuropa und zugleich eine Verklammerung der beiden deutschen Teilstaaten für die vielleicht noch lange währende Übergangsperiode bis zu dem Zeitpunkt, an dem eine staatliche Zusammenführung der beiden Deutschlands möglich wird."

Das Dokument nimmt den Einwand, die Anerkennung zweier deutscher Staaten komme dem Verzicht auf die Wiedervereinigung gleich, vorweg und versucht ihn zu entkräften:

„In der gegenwärtigen Entwicklung der deutschen und internationalen Politik aber ist es falsch, die Anerkennung eines zweiten Deutschlands mit einem Verzicht auf Wiedervereinigung gleichzusetzen. Denn diese Anerkennung soll ja nicht erfolgen trotz der Verpflichtung zur Wiederherstellung der deutschen Einheit, sondern im Gegenteil, um eine Wiedervereinigung, wenn auch zu einem vielleicht noch fernen Zeitpunkt, überhaupt möglich zu machen.

Man könnte sogar sagen: Wenn es feststeht, daß Fortschritte auf dem Wege zu einer Wie-





...und der Kanzler weiß von nichts

dervereinigung gegenwärtig nur über die Anerkennung der Zweistaatlichkeit Deutschlands möglich sind, so verpflichtet uns der Auftrag des Grundgesetzes als Deutsche dazu, diesen Weg zu gehen . . . die FDP hat übrigens ihre Bereitschaft zu einer De-facto-Anerkennung der Zweistaatlichkeit Deutschlands bereits offiziell ausgesprochen."

Wird Moskau das schlucken?

Ob die Sowjetunion für dieses Konzept zu gewinnen ist? In der Denkschrift wird diese Frage auf Seite 20 gestellt und beantwortet.

„Immerhin dürfte ein solches Projekt für die Sowjets auf jeden Fall leichter zu schlucken sein als die bisherigen Forderungen der Westmächte und der Bundesrepublik nach einer freiheitlich demokratischen Wiedervereinigung Deutschlands zu diesem Zeitpunkt, die ja nicht mehr und nicht weniger als eine totale Kapitulation Moskaus in der Deutschlandfrage voraussetzt.

Der vorgenannte Weg der Verklammerung führt auf jeden Fall zu keinem Gesichtsverlust der UdSSR. Er zwingt den Kreml nicht, in dieser Phase der internationalen Entwicklung Mitteldeutschland dem ‚Kapitalismus' zu opfern, sondern bringt ihm sogar die seit langem so hartnäckig angestrebte vorläufige Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes durch den Westen."

In der Denkschrift wird eingeräumt, daß die Gedanken selbst für FDP-Verhältnisse nicht nur neu, sondern wahrscheinlich schockierend sind:

„Es steht außer jeder Frage, daß die FDP, auch wenn sie diese Gedankengänge akzeptieren würde, jetzt nicht auf einmal das Steuer in der Deutschlandpolitik herumreißen . . . kann.

Sie kann es nicht, weil die deutsche Öffentlichkeit bislang nur in sehr geringem Maße auf solche Gedanken vorbereitet ist.

Die FDP kann es des weiteren nicht, weil auch die Mitglieder unserer Partei in der Masse durch solche Erwägungen zumindest ebenso schockiert würden wie die breite deutsche Öffentlichkeit. Eine so entscheidende Änderung der Deutschlandkonzeption ist, wenn überhaupt, nur möglich, nachdem die Partei bereits den Boden für solche Gedankengänge genügend bereitet hat."

Deutsche Lage neu durchdenken

Die Partei müsse sich schließlich aller außenpolitischen oder nationalpolitischen Extratouren enthalten. Sie müsse alle Fragen mit ihrem Partner weitgehend abstimmen. Vorerst solle man bei dem alten Deutschlandplan bleiben und bei dem im Koalitionsabkommen niedergelegten Forderungen zur Deutschlandpolitik verharren:

„In der Hoffnung, daß die CDU/CSU wenigstens diese Forderungen der FDP eines Tages auch zu den ihren macht. Damit wäre schon viel gewonnen . . . "

Schlußforderung der Denkschrift:

„Die FDP muß auf jeden Fall unverzüglich die deutsche Lage noch einmal von Grund auf neu durchdenken und — zunächst

für sich, zum geeigneten Zeitpunkt dann auch für die Öffentlichkeit (nach Abstimmung mit dem Koalitionspartner) — die unvermeidlichen Entscheidungen in der deutschen Frage treffen."

Nicht Erhards Linie

Diese Denkschrift stammt aus dem Jahre 1962. Die hier aufgeworfenen Gedanken wurden von maßgeblichen FDP-Leuten diskutiert. Heute nun scheint ein Flügel der Freien Demokraten eine Politik zu machen, die sich mit den Forderungen der Denkschrift weitgehend deckt. Der stellvertretende FDP-Vorsitzende Weyer wollte ein „Amt für innerdeutsche Kontakte" anstatt der „Treuhandstelle für den Interzonenhan-

Windstärke Nr. 8

...marke rauben in der ... mand konnt...

...läßt den Turm auf dem gleichen Weg. Eine verdammt harte ...

„King" Milton, ihr Boß, schießt den Geschäftsführer nieder — aus dem Raubüberfall ist Mord geworden. Die Bande flüchtet mit einer gestohlenen alten Jacht und strandet an einem Leuchtturm. Schiffbrüchige, glauben die drei Wärter, aber Milton beweist ihnen mit seiner Pistole, wer jetzt Herr ist. Auf dem Leuchtturm beginnt ein Schreckensregiment.

Chefwärter Robeson telefonierte. Wie jeden Tag gab er die Wettermeldung durch, den Barometerstand, die Windstärke. Und er sprach ruhig und sachlich wie immer. Niemand in der Küstenstation konnte auf den Gedanken kommen, etwas anderes zu hören als die Routinemeldung vom Leuchtturm. Nie-

... Er befahl — die anderen mußten gehorchen. Vor allem die drei Leuchtturmwärter. ... Aber auch die Leute seiner Bande: Chris Derrill, Tommy Baker und Rosie.

Mit Baker und Rosie ging eine Wandlung vor, er spürte es. Ihre Begeisterung war dahin, aber sie würden sich schön hüten, aufzumucken. Und selbst wenn sie es taten — er, Milton, hatte die Pistole ...

Als Robeson sein Gespräch beendet hatte, ging Milton mit ihm in den Wohnraum zurück.

Robeson sah zum Fenster hinaus.

„Es wird Zeit, daß wir das Leuchtfeuer einschalten."

Milton musterte seine Leute.

„Tommy, du gehst mit dem Jungen und läßt ihn das Leuchtfeuer einschalten."

Baker und Lowe gingen hinaus. Nach ein paar Minuten begann der Generator zu summen. Das Leuchtfeuer ging an.

Als sie zurückkamen, sagte Milton:

„Du kannst den Jungen wieder fesseln, Chris. Und schalte das Radio ein. Gleich kommen die Nachrichten."

Derrill drehte am Radio.

... einer Motorjacht namens HERON. Polizeiboote und Küstenwache konnten bis jetzt keine Spur der Jacht entdecken. Alle Schiffe werden aufgefordert, Ausschau ..."

Derrill drehte weiter, bis er Tanzmusik fand. Er klopfte mit dem Schuh den Takt an den Stuhl und schnalzte mit den Fingern.

Schließlich wurde es Milton zuviel. „Ausschalten, Chris!"

Eine Weile saßen sie schweigend da. Dann stand Rosie auf.

„Ich bin müde. Ich geh ins Bett."

„Wir regeln am besten gleich die Nachtwache", sagte Milton. „Tommy fängt an. Dann kommst du an die Reihe, Chris. Jeder zwei Stunden."

Derrill gähnte. „Elendes Loch hier! Genau wie im Kittchen. Wie soll das weitergehen, King? Hast du dir schon was ausgedacht?"

Milton zog die Augenbrauen zusammen. „Wenn du unbedingt weg willst, kannst du ja schwimmen."

—

Die Nacht verlief reichlich ungemütlich. Der Wechsel der Wachen machte

... wir kapern können.

„Und wenn keins kommt, King?" fragte Rosie.

„Ja, was machen wir, wenn das Ablösungsboot auftaucht und wir sind immer noch da?" Das war Baker.

„Dann übernehmen wir einfach Leichter, Ablösungsboot und Hosenboje", schlug Derrill spöttisch vor.

Baker überlegte.

„Wenn wir es geschickt anfangen ... King müßte die Uniform von einem der Wärter anziehen — so als sei er der Mann, der abgelöst werden soll. Dann würde er in der Boje hinübergelassen und könnte mit der Pistole das Boot übernehmen, ehe sie merken, wie ihnen geschieht ..."

„Ihr seid völlig verrückt", unterbrach Mitchell ihn.

Milton fuhr herum. „Sie halten den Mund!" Er griff sich Lowes blaue Uniformjacke vom Haken. Sie paßte genau.

Er trat vor den Spiegel. „Steht mir, was?"

Rosie lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf das ursprüngliche Thema „Und wenn ihr das Motorboot übernom-



QUICK KRIMI

Von Andrew Garve

Mord bei Windstärke 8

Vier Halbstarke rauben in der englischen Hafenstadt Salmouth eine Kinokasse aus. „King" Milton, ihr Boß, schießt den Geschäftsführer nieder — aus dem Raubüberfall ist Mord geworden. Die Bande flüchtet mit einer gestohlenen alten Jacht und strandet an einem Leuchtturm. Schiffbrüchige, glauben die drei Wärter, aber Milton beweist ihnen mit seiner Pistole, wer jetzt Herr ist. Auf dem Leuchtturm beginnt ein Schreckensregiment.

Chefwärter Robeson telefonierte. Wie jeden Tag gab er die Wettermeldung durch, den Barometerstand, die Windstärke. Und er sprach ruhig und sachlich wie immer. Niemand in der Küstenstation konnte auf den Gedanken kommen, etwas anderes zu hören als die Routinemeldung vom Leuchtturm. Niemand konnte vermuten, daß neben Robeson ein Verbrecher stand, die Pistole in der Hand — „King" Milton, gesucht wegen Mordes.

Milton fühlte sich in seinem Element. Er befahl — die anderen mußten gehorchen. Vor allem die drei Leuchtturmwärter: Robeson, Mitchell und Lowe. Aber auch die Leute seiner Bande: Chris Derrill, Tommy Baker und Rosie.

Mit Baker und Rosie ging eine Wandlung vor, er spürte es. Ihre Begeisterung war dahin, aber sie würden sich schön hüten, aufzumucken. Und selbst wenn sie es taten — er, Milton, hatte die Pistole ...

Als Robeson sein Gespräch beendet hatte, ging Milton mit ihm in den Wohnraum zurück.

Robeson sah zum Fenster hinaus.

„Es wird Zeit, daß wir das Leuchtfeuer einschalten."

Milton musterte seine Leute.

„Tommy, du gehst mit dem Jungen und läßt ihn das Leuchtfeuer einschalten."

Baker und Lowe gingen hinaus. Nach ein paar Minuten begann der Generator zu summen. Das Leuchtfeuer ging an.

Als sie zurückkamen, sagte Milton:

„Du kannst den Jungen wieder fesseln, Chris. Und schalte das Radio ein. Gleich kommen die Nachrichten."

Derrill drehte am Radio.

Der Überfall auf das Majestic-Kino hielt noch immer den zweiten Platz:

„Die Täter haben vermutlich Salmouth in einem gestohlenen Boot verlassen, einer Motorjacht namens HERON. Polizeiboote und Küstenwache konnten bis jetzt keine Spur der Jacht entdecken. Alle Schiffe werden aufgefordert, Ausschau ..."

Derrill drehte weiter, bis er Tanzmusik fand. Er klopfte mit dem Schuh den Takt an den Stuhl und schnalzte mit den Fingern.

Schließlich wurde es Milton zuviel. „Ausschalten, Chris!"

Eine Weile saßen sie schweigend da. Dann stand Rosie auf.

„Ich bin müde. Ich geh ins Bett."

„Wir regeln am besten gleich die Nachtwache", sagte Milton. „Tommy fängt an. Dann kommst du an die Reihe, Chris. Jeder zwei Stunden."

Derrill gähnte. „Elendes Loch hier! Genau wie im Kittchen. Wie soll das weitergehen, King? Hast du dir schon was ausgedacht?"

Milton zog die Augenbrauen zusammen. „Wenn du unbedingt weg willst, kannst du ja schwimmen."

—

Die Nacht verlief reichlich ungemütlich. Der Wechsel der Wachen machte alle nervös. Milton war froh, als der Morgen graute.

Er wusch sich und rasierte sich sorgfältig — mit Mitchells Messer. Danach zog er ein sauberes Hemd an, das Lowe gehörte und ihm paßte. Ein Stoppelkinn und ein schmutziger Kragen entsprachen nicht seiner Stellung als Chef.

Er stieg zur Galerie hinauf. Der Wind hatte sich gelegt, und die bleifarbene See war ruhig.

Gar nicht so übel, einen Leuchtturm zu beherrschen, dachte Milton. Er genoß die Situation. Der Leuchtturm gehörte ihm. Er war jetzt der Boß. Alle anderen hatten ihm zu gehorchen. Wer die Waffe hatte, der hatte die Macht.

Als er in den Wohnraum zurückkam, stellte er fest, daß die anderen nicht annähernd so zufrieden waren wie er.

Rosie bereitete mißmutig das Frühstück. Derrill flegelte sich mürrisch herum. Baker starrte zum Fenster hinaus. Mitchell trug wie üblich seine Wut zur Schau. Lowes Gesicht war ausdruckslos.

Milton versuchte sie auf Trab zu bringen. „Gut geschlafen, Rosie?"

„Prima — wenn ihr drei die ganze Nacht rumgeistert." Sie stocherte geräuschvoll im Feuer.

„Ich glaube, wir drehen alle noch durch, wenn wir lange hier bleiben", brummte Derrill. „Was sollen wir nur machen, King?"

Milton hob die Schultern. „Wir warten, bis ein kleines Boot in die Nähe kommt, eine Jacht oder ein Fischerkahn. Dann winken wir die Leute heran, so, als ob wir in Not wären. Sie legen an — und wir übernehmen mit der Pistole das Boot. Gar kein Problem!"

Der gefesselte Mitchell lachte auf.

Milton drehte sich um. „Was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Jetzt im Februar könnt ihr lange warten, bis ihr 'ne Jacht seht. Und Fischerboote machen im Winter einen Bogen ums Riff. Selbst wenn tatsächlich eins käme, so könnte es nicht anlegen."

„Warum nicht?"

„Weil das Wetter es nicht erlaubt."

„Das Wetter ist doch tadellos."

„Und Sie glauben, daß es so bleibt? Es kommt Sturm. Und Stürme können wochenlang dauern."

„Nanana. Wenn das wirklich so schlimm ist, wie landen dann die Kerle vom Ablösungsboot?"

„Überhaupt nicht."

„Und wie kommt die Ablösung in den Turm?"

„Genauso wie ihr ihn verlassen werdet", sagte Mitchell grimmig. „Ein großer Leichter ankert eine Viertelmeile vom Turm entfernt. Er läßt ein Motorboot mit der Ablösung und den Vorräten zu Wasser. Es fährt so nahe wie möglich an den Turm heran, und wir werfen Taue hinüber."

„Und dann?"

„Die Ablösung wird in einer Hosenboje raufgezogen. Das ist ein Ding, in das man die Beine steckt, sich hineinsetzt. Der Mann, der abgelöst wird, verläßt den Turm auf dem gleichen Weg. Eine verdammt harte und gefährliche Angelegenheit. Wir sind jedesmal froh, wenn's ohne Unfall abgeht."

„Mich können Sie nicht einschüchtern. Ich habe schon gefährlichere Sachen gemacht. Auf jeden Fall ist das Wetter jetzt nicht schlecht. Wir halten erst mal nach einem kleinen Boot Ausschau, das wir kapern können."

„Und wenn keins kommt, King?" fragte Rosie.

„Ja, was machen wir, wenn das Ablösungsboot auftaucht und wir sind immer noch da?" Das war Baker.

„Dann übernehmen wir einfach Leichter, Ablösungsboot und Hosenboje", schlug Derrill spöttisch vor.

Baker überlegte.

„Wenn wir es geschickt anfangen ... King müßte die Uniform von einem der Wärter anziehen — so als sei *er* der Mann, der abgelöst werden soll. Dann würde er in der Boje hinübergelassen und könnte mit der Pistole das Boot übernehmen, ehe sie merken, wie ihnen geschieht ..."

„Ihr seid völlig verrückt", unterbrach Mitchell ihn.

Milton fuhr herum. „Sie halten den Mund!" Er griff sich Lowes blaue Uniformjacke vom Haken. Sie paßte genau.

Er trat vor den Spiegel. „Steht mir, was?"

Rosie lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf das ursprüngliche Thema: „Und wenn ihr das Motorboot übernom

Dieses Weiß ist eine Wucht!



Sogar der Junge hat's bemerkt ... so strahlend weiß und weich sind jetzt die Frottiertücher!
Als Hausfrau weiß man es schon längst: das neue Sunil wäscht Frottiertücher immer wieder weich.
So wunderbar saugfähig und strahlend weiß kommen sie aus der himmelblauen Lauge.
So ein Junge meint ganz forsch: „dieses Weiß – eine Wucht!"
Als Mutter aber sagt man genauso begeistert:

Das strahlendste Weiß meines Lebens!



men habt, was macht ihr dann mit den Leuten, die damit gekommen sind?"

„Die nehmen wir mit und setzen sie irgendwo ab. An einer Klippe, wo sie nicht so leicht wegkommen. Dann suchen wir uns einen günstigen Landeplatz und verduften."

„Und die Leute auf dem ankernden Leichter?"

Baker machte ein langes Gesicht. „An die haben wir nicht gedacht ... Die werden natürlich sofort die Polizei alarmieren."

„Wir müssen uns ja nicht in dieser Minute entscheiden", sagte Milton großspurig. „Ich bleibe dabei: Früher oder später kommt ein kleines Boot. Sobald wir gefrühstückt haben, beginnen wir mit dem Ausguck."

Der Ausguck war für Milton eine ideale Einrichtung, um seine „Gefolgschaft" zu beschäftigen.

Baker übernahm die erste Wache. Er hatte sich Robesons Feldstecher umgehängt, aber er entdeckte kein kleines Boot — nur ab und zu Rauchfahnen von größeren Schiffen in der Ferne.

Im Wohnraum beschäftigten sich Milton und Derrill mit dem ermüdenden Auf- und Zubinden der Fesseln bei den drei Wärtern.

Schließlich wurde es Derrill zuviel.

„King, müssen wir denn dauernd diese Entfesselungskunststücke aufführen?"

„Ja."

„Wir müßten uns einen der drei als Geisel schnappen. Keiner wird wagen, Unfug zu machen, wenn er weiß, daß der andere dafür erschossen wird."

Milton ging nicht gern auf Vorschläge anderer ein — vor allem nicht auf die von Derrill. Aber im Hinblick auf die Arbeit im Leuchtturm war das kein schlechter Rat.

Er sah seine drei Gefangenen an. „Was meint ihr Nachtwächter dazu?"

„Das erste vernünftige Wort", sagte Mitchell.

„Gut." Milton hob seine Pistole: „Aber nehmt euch in acht. Einer von euch ist immer in der Schußlinie. Also, binde sie los, Chris!"

—

Robeson stieg langsam zum Lampenraum hinauf. Er fand Mitchell damit beschäftigt, die Fenster zu putzen. Draußen auf der Galerie suchte Baker mit dem Feldstecher den Horizont ab.

Zum erstenmal war Robeson mit seinem Chefassistenten allein. „Endlich können wir uns unterhalten, Mitch!"

Mitchell ließ Baker auf der Galerie nicht aus den Augen. „Rob, wir müssen an die Pistole rankommen."

Robeson zog seine Pfeife aus der Tasche und stopfte sie. „Und wie? Milton schießt beim geringsten Anlaß. Er hat uns in seiner Gewalt."

„Und wenn er einmal nicht aufpaßt? Dann haben wir eine Chance!"

„Ich bin auch dafür, daß man eine Chance nützt. Aber ich möchte kein Risiko eingehen. Soll jemand von uns erschossen werden? Ich finde, es bleibt uns nichts anderes übrig, als mitzuspielen."

„Einen Monat oder noch länger von einer Verbrecherbande herumgejagt werden!" Mitchells schmales Gesicht wurde dunkelrot. „Ich . . ." Er konnte nicht weitersprechen, denn Rosie erschien, um den Ausguck zu übernehmen.

„Ist euer Geisterschiff schon aufgetaucht?" fragte er, als Baker hereinkam.

Baker hielt seinem ironischen Blick stand. „Es wird schon noch kommen, wir haben ja massenhaft Zeit." Er sah zu, wie Robeson die Prismen polierte. „Wozu machen Sie das?"

„Die Glasprismen sammeln das Licht der elektrischen Birne, verstärken es ein paar tausendmal und bündeln es so, daß es in Strahlen hinausgeht, statt sich gleichmäßig zu verteilen."

„Hübsch, nicht wahr?" sagte Rosie. „Wie das funkelt!"

„Bei klarem Wetter kann ein Schiff den Lichtschein schon fünfzehn Meilen hinterm Horizont sehen."

„Donnerwetter!" Baker war beeindruckt. „Das ist interessant."

„Ja, interessant. Unsere Arbeit gibt einem das Gefühl, nützlich zu sein. Besser als stehlen oder Menschen erschießen, wie euer Boß es getan hat."

Bakers Gesicht verschloß sich.

„King wollte keinen erschießen." Rosie versuchte, Milton zu verteidigen.

„Die Geschworenen werden anderer Ansicht sein", sagte Mitchell. „Euer Boß ist ein Verbrecher. Ihr zwei seid nicht so übel — aber ihr seid in schlechte Gesellschaft geraten."

Rosie rümpfte die Nase. „Sie reden wie alle Alten."

„Wenn *ihr* jetzt *uns* helft, wird euch das bei Gericht zu euren Gunsten angerechnet. Die beiden anderen werden ausbaden müssen, was sie sich eingebrockt haben. Aber ihr seid anders. Man wird es bestimmt anerkennen, wenn ihr auf unserer Seite gestanden habt."

„Gegen King?" fragte Baker.

„Ja. Helft uns, an die Pistole ranzukommen."

—

Zum erstenmal seit der Besetzung des Turms gab es keine unerledigte Arbeit. Die Fensterscheiben waren geputzt, die Optik poliert, der Turm gesäubert, die Räume gereinigt. An diesem Nachmittag beschäftigten sich die Wärter mit ihren eigenen Sachen, fast als ob sie allein gewesen wären.

Robeson setzte sich auf einen Stuhl im Wohnraum und knüpfte einen Wollteppich. Lowe vertiefte sich in ein Buch. Mitchell warf einen Blick zum Fenster hinaus und sagte, er wolle angeln.

Derrill gähnte. Kopfschüttelnd betrachtete er Robeson. „Wie ein altes Weib — was, King?"

Milton, die Pistole auf dem Schoß, schwieg.

Derrills Blick fiel auf die dicke Nadel, die Robeson benützte. „Donnerwetter, das ist aber ein Ding! Sag mal, King, findest du, daß wir dem Opa so ein Werkzeug lassen sollten? Er könnte auf dumme Gedanken kommen. Ich glaube, man müßte es ihm abnehmen."

„Laß ihn in Ruhe", sagte Milton. „Ich paß schon auf."

Derrill trat mit dem Fuß nach der Kiste mit bunter Wolle und stieß sie um.

„Verzeihung." Er ging zum Radio, drehte daran, fand aber nichts, was ihm gefiel. „Zum Teufel, King, wie lange sollen wir hier noch bleiben?"

„Bis wir ein Boot sichten", sagte Milton.

—

Mitchell lehnte am Geländer der Galerie und sah zur Windfahne auf der Kuppel hinauf. Neben ihm lag ein großer Leinwanddrachen mit einem Metallrahmen. Wind kräuselte die See.

Durch den Lampenraum kamen Schritte. Mitchell drehte sich um. Rosie.

Sie deutete auf den Drachen. „Wollen Sie den steigen lassen?"

„Nein, ich angle damit."

„Sie angeln?"

„Sehen Sie her, der Drachen hat einen langen Schwanz — so lang, daß er bis ins Wasser reicht. Wenn man angeln will, befestigt man ein Dutzend Haken mit Ködern an den letzten paar Metern und läßt den Drachen an der Schnur hinausfliegen. Die Haken tauchen ins Wasser. Wenn man Glück hat, beißt nach einer Weile etwas an." Er betrachtete sie nachdenklich. Wenn sie nicht mit Milton zusammen war, schien sie wie umgewandelt. „Haben Sie mal über das nachgedacht, was ich gesagt habe?"

„Daß wir Ihnen helfen sollen? Nichts zu machen."

„Schade. Was hält eigentlich Ihr Vater davon, daß Sie sich mit dieser Bande eingelassen haben?"

Rosie lachte böse. „Wenn ich wüßte, wer mein Vater ist, würde ich ihn fragen." Sie ließ Mitchell stehen. Drinnen setzte sie sich auf die unterste Sprosse der Leiter, die zur Optik führte.

Baker kam die Treppe herauf. „Kein Boot, Rosie?"

„Nein. Wird auch keins kommen, wenn du mich fragst. Ich glaube, die Wärter haben recht."

Baker blickte hinaus. „Es wird bald dunkel."

„Ja. Wenn es dunkel wird, ist alles noch schlimmer als bei Tag. Ich wollte, wir wären wieder in Salmouth."

„Ich weiß nicht, ob wir dort je wieder hinkommen, nach dem, was geschehen ist . . ."

„Na, dann eben anderswohin. Irgendwo, wo es ne hübsche Bar gibt, mit einem Musikautomaten und Jungen, die gern tanzen. Hier ist es, als wär man tot." Sie stand auf. „Ich geh wieder runter."

Miltons Augen leuchteten, als Rosie in den Wohnraum trat. „Du siehst heute abend phantastisch aus, Süße."

„Wenn das stimmt, ist's ein Wunder."

Er streckte einen Arm nach ihr aus und zog sie auf den Schoß.

„Wie wär's, wenn wir mal ein bißchen allein nach oben gingen, Rosie?"

„Spiel nicht verrückt!"

„Warum nicht? Los, sei nicht so zimperlich. Bist du mein Mädchen oder nicht?"

Sie stemmte sich gegen ihn.

„Bitte, laß mich!"

Mitchell, der ihr nachgekommen war, hatte die Szene beobachtet. Jetzt konnte er nicht mehr an sich halten.

„Verdammt, laß das Mädel in Ruhe!"

Milton warf ihm einen bösen Blick zu. „Halt's Maul, sonst kannst du was erleben. Und dir, Rosie, rat ich zu tun, was ich sage." Seine Hände schlossen sich um ihre Arme.

Sie machte sich mit Gewalt los — gerade in dem Augenblick, als Mitchell sich auf „King" Milton stürzen wollte.

Robeson zog ihn zurück. „Denk an die Pistole, Mitch!"

„Das Essen ist fertig", kam Lowes Stimme vom Herd her.

Die Situation war noch einmal gerettet.

—

Nach dem Essen machte Milton einen Rundgang über die Galerie. Die drei Leuchtturmwärter waren wieder gefesselt, Derrill und Baker teilten sich in der Wache.

Die Nacht war mild, sehr dunkel und fast windstill. Das einzige Geräusch war das schwache Summen der Optik, die sich auf ihren Rollen drehte. Über Milton kreisten die Strahlenbündel des Scheinwerfers.

Soweit war alles in Ordnung: Der Leuchtturm funktionierte, Robesons Telefongespräche wurden kontrolliert — an Land konnte niemand auf den Gedanken kommen, daß hier eine Bande lebte, hinter der die Polizei her war.

Was Milton Sorge machte, war, wie sie wegkommen sollten. Die Fragen danach von Baker, Rosie und Derrill paßten ihm nicht — weil er sie nicht beantworten konnte. Und noch weniger paßte ihm dieser Mitchell. Bei der nächsten Gelegenheit würde es knallen.

Er hörte Schritte im Dienstraum und ging hinunter.

Derrill. Beschäftigt, mit weißer Kreide eine nackte weibliche Figur auf die weiße Wand zu zeichnen.

„Hast du nicht Wache?"

„Die Nachtwächter sind ja gefesselt."

„Wisch das gefälligst ab."

Eine trotzige Falte erschien auf Derrills niedriger Stirn. „Du hast 'n Mädchen. Mir gönnst du nicht mal 'n Pin-up-girl. Wenn ich Rosie hätte . . ."

„Du willst wohl eine in die Schnauze?"

Derrill wich nicht zurück. „Bild dir bloß nicht ein, daß ich noch lange nach deiner Pfeife tanze."

Eine Sekunde überlegte Milton, ob er Derrill zusammenschlagen sollte. Dann ließ er es. Er konnte jetzt keinen Krach brauchen.

„Sei kein Narr, Chris", sagte er. „Wir sitzen doch alle im selben Boot."

„Ich wollt, es wär so", brummte Derrill. „Aber wir sitzen *hier*. Und wir werden noch hier sitzen, wenn die Polizei kommt."

Milton gab ihm keine Antwort. Er drehte sich um und ging in den Wohnraum hinunter.

Derrill sah ihm böse nach. Er war entschlossen, nicht mehr lange mitzumachen. Mit Milton würde er fertig werden: Sein Messer war genauso gut wie Kings Pistole.

➜



Der nächste Tag begann, ohne daß Milton und Derrill aneinandergerieten.

Die Wärter widmeten sich ihren gewohnten Pflichten. Robeson putzte die Optik; Lowe schleppte Kohlen, ölte den Generator und kochte.

Gegen elf erschien Rosie im Lampenraum, um Baker beim Ausguck abzulösen.

Er übergab ihr den Feldstecher.

Rosie schüttelte den Kopf. „Ich plage mich nicht mehr damit ab. Ich hab es satt."

„King wird böse werden, wenn du nicht parierst."

„Das ist mir egal. Ich halte es hier nicht mehr aus. Wenn ich noch vier Wochen hierbleiben muß, werde ich verrückt."

Baker griff wieder nach dem Feldstecher. Auf dem Meer war nichts zu sehen als ein paar Rauchfahnen in der Ferne. Nach einiger Zeit gab er es auf.

—

Derrill ging Milton aus dem Weg. Dafür ließ er seinen Ärger an Mitchell aus.

Auf dem Weg zur Galerie hielt er ihn auf: „Wohin, Schlaukopf?"

Mitchell ging weiter, als hätte er nichts gehört.

Derrill zog sein Messer. „Ich habe Sie was gefragt!"

Mitchell blieb stehen. „Ich geh Luft schnappen. Etwas dagegen einzuwenden?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall gebe ich Ihnen den guten Rat, höflich zu mir zu sein. Er trat näher an den Wärter heran. „Sie möchten gern mein Messer haben — was?"

„Lassen Sie mich in Ruhe. Ich muß arbeiten. Vielleicht versuchen Sie das auch mal."

„Da können Sie lange warten. Ich bin doch kein Idiot."

Mitchell ging wütend hinauf. Robeson hatte ihn beschworen, sich nicht provozieren zu lassen — dabei hatte er Lust, diesem Bengel eine runterzuhauen.

Derrill setzte sich neben das Funktelefon und kaute an seinen Fingernägeln. Er wurde fast wahnsinnig vor Langeweile. Und das alles hatte Milton ihnen eingebrockt.

Das Mittagessen brachte nur kurze Abwechslung in den tristen Tagesablauf.

Derrill rauchte jetzt eine Zigarette nach der anderen und sprach mit keinem. Sein Schweigen war so ungewöhnlich, daß es auf die anderen unheimlich wirkte.

Und dann sprang er plötzlich auf:

„Kinder, ich habe nachgedacht."

„Daß du dich nur nicht übernimmst", sagte Milton spöttisch.

„Ich habe eine Idee, wie wir von hier wegkommen!"

Baker und Rosie wurden sofort munter.

„Wir haben doch gutes Wetter. Wenn das Ablösungsboot jetzt käme, gäbe es gar keine Schwierigkeiten."

Milton tippte sich auf die Stirn. „Verrückt — die Ablösung kommt in vier Wochen!"

„Wir könnten sie ja kommen lassen, wenn wir wollten. Jederzeit. Wir brauchen uns nur ans Telefon zu hängen. Und dann könnten wir das Motorboot genauso übernehmen, wie du es gesagt hast."

„Zum Teufel, wir haben diese Idee doch fallenlassen."

„Ja — weil wir damit gerechnet haben, daß die Burschen auf dem Leichter sofort sehen, daß was los ist. Aber wenn wir es so arrangieren, daß der Leichter im Dunkeln kommt, können wir das Boot kapern und uns verkrümeln, ehe jemand begriffen hat, was vorgeht."

„Und wie sollen wir den Leichter dazu bringen, daß er im Dunkeln kommt?"

„Sobald es dunkel ist, ruft der Opa die Küstenwache an und sagt, es sei was Schlimmes passiert. Feuer oder so was. Er sagt, er brauche Hilfe."

Milton schüttelte den Kopf. „Das klappt nicht."

„Warum soll's nicht klappen? Wir fesseln unsere drei Nachtwächter. Wenn der Leichter näherkommt, gehen wir alle zum Riff runter. Die im Boot ahnen ja nichts. Du hast die Pistole und ich das Messer. Ehe sie begriffen haben, was los ist, sind wir weg. Kann gar nicht schiefgehen."

„Ich bin ganz deiner Meinung, Chris", stimmte jetzt Baker zu. „Wir müssen es so machen."

Milton schüttelte den Kopf. „Zu riskant. Besser, wir warten, bis ein kleines Boot in die Nähe kommt. Das können wir ohne Schwierigkeiten übernehmen."

„Aber es kommt keines!" fuhr Derrill auf. „Verdammt noch mal, kapierst du das nicht?"

„Ich weiß nicht, was du willst: Wir haben hier ein Dach überm Kopf, wir haben zu essen und zu trinken. Und wir haben hier eine Festung. Wir brauchen nur die Tür zu verbarrikadieren — und niemand kann herein. Sie können Ablösungsboote schicken soviel sie wollen — wenn wir ihnen nicht aufmachen, müssen sie wieder abfahren."

„Die würden uns rasch kleinkriegen! Sie würden einen Hubschrauber schicken und jemand auf der Galerie absetzen."

„Nicht, wenn ich mit der Pistole oben stehe. Vergiß nicht, daß wir Geiseln haben. Drei Stück. Es ist genau wie im Kittchen, wenn die Gefangenen den Direktor in ihre Gewalt bekommen. Ich sehe schon die Schlagzeilen KING MILTON ERGIBT SICH NICHT! Wir machen Geschichte, mein Lieber. Wir werden berühmt."

Derrill starrte ihn an. „Du bist verrückt geworden — und wir sind's auch, wenn wir weiterhin alles dir überlassen. Du hast es uns eingebrockt! Du hast von Anfang an vorgehabt, hierzubleiben und jeden zu erschießen, der kommt — weil du genau weißt, daß sie dich hängen, wenn sie dich erwischen. Schön: Aber mich hängen sie nicht, weil ich nicht ge-

schossen habe. Und Tommy und Rosie auch nicht. Deshalb bin ich bereit, etwas zu riskieren . . ."

„Bist du fertig?" fragte Milton. Er hob die Pistole. „Jetzt hör mir mal gut zu: Wenn du nicht lebensmüde bist, dann tust du, was *ich* will. Hier bin *ich* der Chef. Wenn du anfängst zu stänkern, schieß ich dich nieder."

—

Derrills Stimmung war noch miserabler geworden. Mit der finsteren Miene eines geschlagenen Rebellen schlich er umher und sann auf Rache.

Mitchell traf ihn, als er in den Lampenraum trat, um das Leuchtfeuer einzuschalten.

„Was haben Sie im Sinn, Derrill?"

„Ich denke darüber nach, daß das Ablösungsboot jetzt schon unterwegs sein könnte, wenn wir telefoniert hätten, wie ich es wollte."

„Sie haben ja gehört, was Milton gesagt hat."

„Dieser Lump!" Derrill spuckte auf den Boden. „Dieser Irrsinnige!"

„Er hat die Pistole."

„Aber nicht den Verstand."

„Zum Schießen braucht man keinen Verstand."

„Ich fürchte mich nicht." Derrill deutete mit dem Kopf auf die Optik. „Habt ihr Ersatzlampen für das Ding da oben?"

„Selbstverständlich."

„Dachte ich mir. Es würde also nichts nützen, wenn man die Birne zerschlägt, wie?" Er sah sich um. Bakers Eisenstange lehnte an der Wand. „Damit könnte man die ganze Optik zerschlagen. Dann käme die Ablösung! Sogar ziemlich rasch, wenn das Licht aus ist, schätze ich."

„Milton würde Sie umbringen."

In Derrills Blick trat ein verschlagener Ausdruck. „Nicht, wenn er glaubt, *Sie* hätten's getan."

„Er weiß, daß ich niemals die Optik zerschlagen würde."

„Wirklich? Ich sage einfach, Sie hätten mich angegriffen. Ich sage, ich hätte da oben auf der Plattform gestanden und hätte in aller Ruhe Ausschau gehalten – und Sie seien mit der Eisenstange raufgekommen, hätten mich erschlagen wollen und dabei das Glas getroffen. Phantastische Idee, nicht wahr?" Er nahm die Stange.

„Hören Sie auf mit dem Quatsch!" Mitchell ging einen Schritt auf ihn zu.

Das Messer blitzte in Derrills Hand.

„Vorsicht, Mitchell!"

Mitchell blieb stehen. „Das würde Ihnen keiner abnehmen. Milton würde das niemals glauben."

„Natürlich würde er es glauben! Er weiß, daß Sie vom ersten Augenblick an eine Keilerei anfangen wollten." Derrill grinste. Wenn er seinen Zorn schon nicht am Boß auslassen konnte, dann wenigstens an Mitchell. Er wog die Eisenstange in der Hand.

Mitchell sah zur Treppe hinüber. Er fragte sich, ob Milton die Auseinandersetzung hörte. Derrill schien die Gedanken zu lesen.

„Wenn Sie einen Ton von sich geben, haben Sie das Messer im Leib."

Der Wärter überlegte. Vielleicht hatte Derrill es zuerst nicht ernst gemeint – aber jetzt sah es tatsächlich aus, als wollte er die Optik zerschlagen. Mitchell sah sich hilfesuchend um. Sein Blick fiel auf das Megafon.

„Jetzt zerschlage ich das Ding!" Derrill holte aus.

Mitchell packte das Megafon und warf sich auf Derrill. Er spürte das Messer kaum. Er sah nur den Kopf des anderen und schlug mit aller Kraft zu.

Derrill schrie auf. Dann brach er zusammen.

Drunten im Wohnraum brachte der Schrei Milton auf die Beine.

Er raste die Wendeltreppe hinauf, Baker und Robeson folgten ihm.

Derrill lag bewußtlos am Boden.

Mitchell hatte das Megafon noch in der Hand. Sein linker Arm blutete. „Derrill wollte die Optik zerschlagen! Er . . ."

Milton hob die Pistole und schoß den Wärter mitten in die Stirn.

Fortsetzung in der nächsten





„. . . na und? Typisches Anfängerglück!"

Taucher-Geschichten

Frei erfunden von Wigg Siegl, Peter Großkreuz und Pinta



„Leider bin ich beim Tauchen auf unsere einheimischen Gewässer angewiesen!"

„Erfolg hin, Erfolg her – trotzdem ist seine Methode absolut unsportlich!"

Dem Quick-Leser gehört die Welt

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel. 22 88 01; nachts 22 88 01 – 04 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschlüsse: 05–23 600
und 05–24 350 (Anzeigen-Abteilung)
Versandstelle Essen: Telefon 77 19 61 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiber-Anschluß: 08–57 354



erscheint wöchentlich
im Verlag
Th. Martens & Co. GmbH

Verlagsleitung
Dr. Theodor Martens, Diedrich Kenneweg, Gullan Weltz, Dieter Martens, Paul Manet

Herausgeber: Diedrich Kenneweg
Chefredakteur: Karl-Heinz Hagen

Stellvertretender Chefredakteur
Günter Prinz
Chef vom Dienst
Dieter Schäfer
Bildbeiträge
Leitung und verantwortlich: Günter Prinz
Textbeiträge
Leitung und verantwortlich:
Alexander Fuhrmann
Quick-Report
Leitung und verantwortlich:
Friedrich C. Piepenburg
Redaktion: P. Bachér, H. v. Berzeviczy, K.-P. Bachaw, J. Bremer, D. Dambrowski, Ilse Ebbinghaus, B. Eberle, H. Fust, K. Gessl, H. Grathe, W. F. Hiss, H. Jaenecke, O. Katz, H. Kirchner, J. Leeb, M. v. Mantey, B. Naegele, T. Reychardt, K. Rüstig, O. Schuster, K. Thaler, H. Wahl, B. Wundshammer, H. Zalling
Imprimatur: W. Küchler, E. Bendixen
Vertragsautoren: H. Herlin, G. Jaeckel, M. Lütgenhorst, H. T. Rawe, J. M. Simmel
Quick-Reporter: P. Back-Schroeder, H. u. I. Dau, W. Fischer, E. Grasser, H. Hartmann, L. C. Hartmann, H. Hubmann, H. Jetter, U. Mack, G. Mangold, H. Mayr, W. McBride, C.-H. Mühmel, V. Peters
Grafische Gestaltung: H. Schwarz, D. Eisenlau, E. Rassbach

Layout: G. Halden, J. Pabst, H. Schmitt
Grafische Beratung: W. Fleckhaus
Schlußredaktion: G. Fritz, F. Hinterhalzer
Bilderdienst: M. Paupitz
Bild-Agenturen: AP, dpa, Graziani, Keystone, Lutetia, UPI
Auslandsredaktionen
England: Jonas Bardi, Harmsworth House 12-15, Bouverie Street, London E. C. 4, Tel. Ludgate Circus 81 91. Frankreich: Alain Ray, 9 Rue Duphot, Paris 1, Tel. Richelieu 32 30. Belgien, Holland und Luxemburg: Benedict van Doorne, 95 Avenue Eisenhower, Brüssel 3, Tel. 16 82 97. Österreich: Sebastian Leitner, Gentzgasse 50, Wien XVIII, Tel. 34 36 66. Schweiz, Jugoslawien und Italien: Friedrich Strindberg, Mailand, Viale L. Majna 21, Tel. 78 20 32. USA: Arthur Steiner, 69–10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. JII. 9-34 28. Ferner Osten: Hans Pringsheim, Tokio, Central P. O. B. 1261, Tel. 481-27 77.
Redaktionsvertreter in Deutschland
Berlin: R. Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Tel. 84 52 69. Bonn: M. Graf Nayhauß, Bonn, Walter-Flex-Straße 1, Tel. 2 70 29, Fernschr.: 088 66 72–76. Hamburg: G. Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 33 04 66, Fernschr.: 02-13 753. Hannover: G. Dierssen, Hannover, Büssingweg 22, Tel. 66 66 98. Köln: F. Märschbach, Köln-Klettenberg, Hirschbergstraße 27, Tel. 41 49 46. Rhein-Main-Gebiet: W. Kreusch, Froschhausen Hanau, Kettelerstraße 6, Tel. 24 83. Stuttgart: L. Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Tel. 6 72 67.
Research: Dr. Manfred Koch
Herstellung: A. Hofmann
Anzeigenleitung
Verlagsdirektor Alfred Boehme
Stellvertr.: E. Gutmann. Struktur: L. Tanke
Vertriebsleitung: Paul Manet
Stellvertr.: W. Freitag. Ausland: H. Karting
Druck: W. Girardet, Essen.
Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 3,20. QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in der Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 16 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. Postscheckkonto: München 976 00. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erscheinungsort: München.
Asien: US $ 0,35; Australien: austr. 3/–; Belgien: bfrs 12,–; Canada: can $ 0,35; Dänemark: dkr 1,75; Frankreich: F 1,20; Großbritannien: 2/6; Holland: hfl 0,90; Italien: Lit 150; Luxemburg: lfrs 11,–; Norwegen: nkr 1,75; Österreich: ö. S. 5,–; Portugal: Esc 10,–; Schweiz: sfrs 0,90; Spanien: Ptas 20,–; Süd- und Südwestafrika: Rand 0,23; Mittel- und Südamerika: US $ 0,35; Türkei: TL 3,20; USA: US $ 0,35.

Weitere Versandhaus-Angebote finden Sie auf den Seiten 112 114 116



tele vom 4. bis 10. September

Freitag, 4. September

17.00 Jugendstunde: Zwischen Zirkuskuppel und Manege (6. Abenteuerliche Jagd nach einem gestohlenen Schatz)

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 50 Sterne in Musik (Musik in USA)

HR: 18.10 Dschungel-Boy (Abenteuerfilm); 19.15 Gesucht wird . . . (Krimi)

NDR und RB: 18.15 Im Zeitraffer; 18.19 Mutter ist die Allerbeste (Unterhaltungsserie)

SR: 18.25 Riesenstadt Ruhrgebiet: Die Bewohner (Dokumentarfilm); 19.10 5 Minuten Jazz

SB: 16.25 Weltenbummel: Um Miami dreht sich's: 18.30 Das verflixte Wochenende (Wochenende mit Hindernissen)

SDR und SWF: 18.15 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm/Wiederholung); 19.15 Riesenstadt Ruhrgebiet: Die Bewohner (Dokumentarfilm)

WDR: 19.15 Die letzte Hoffnung: „Lester Arnold" (Unterhaltungsserie): 19.45 Ballade: Jo Herbst spricht Fred Endrikat
Prisma des Westens: 20.15 Ein Schloß, ein Schwan, ein Traum — Stöbereien in einer alten Villa abseits der Großstadtstraßen; Untersuchung über die Rolle der Frau im öffentlichen Leben

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Die Bundesrepublik heute
Beobachtungen in der neuen deutschen Gesellschaft — Filmbericht von Dagobert Lindlau

21.00 Wo war Mr. Madrid?
Krimi aus der Serie „77 Sunset Strip"

21.45 Tagesschau, Wetter, Kommentar

22.05 Schlachtvieh
Fernsehspiel von Christian Geißler mit Ingmar Zeisberg, Ernst Jacobi, Gerlach Fiedler, Bruno Dietrich, Ina Peters, Mita von Ahlefeldt, Renate Pichler und anderen. Regie: Egon Monk (Wiederholung)

2. Programm

17.00 Internationales Tennisturnier der Berufsspieler („TTC Iphitos München")

18.25 Nachrichten

18.30 Die Drehscheibe

19.00 Nicht verzagen — Stangl fragen
Lebenshilfe mit viel Herz und Humor „Der Verzicht" mit Ernst Waldbrunn, Danny Sigel und anderen. Regie: Karl Stanzl

19.30 Heute

20.00 Pat und Patachon als Meisterdetektive
Dänischer Spielfilm mit Carl Schenström, Harald Madsen, Carl Jörgensen, Lili Lani und anderen. Regie: Lau Lauritzen

20.45 Praxis
Ein Gesundheitsmagazin

21.15 Die Sport-Information

21.30 80. Deutscher Katholikentag
Wort-Gottes-Feier
Übertragung aus dem Neckar-Stadion

22.30 Heute

Sonnabend, 5. September

14.30 Kinderstunde: Lassie (Geschichten um einen treuen Hund)

15.00 Ausgerechnet Tatsachen: Sonne, Wind und Wetter
Eine Bilanz in bewegten Bildern

15.15 (P)Reise auf Raten
Reisequiz mit Richard von Frankenberg

16.00 Rendezvous mit Jo
Mit Inge Brück, Ema Damia, Roberto Blanco, Fritz Schulz-Reichel, Jan und Kjeld und anderen. Regie: Ivan Dalain (Produktion des Schweizerischen Fernsehens)

16.50 Odysseus würde staunen . . .
Ein Bummel durch Djerba von Siegfried Niemann

17.20 Neues vom Rond Point
Antonia Hilke berichtet über die neue Pariser Mode (Wiederholung)

18.00 „Das Volk Gottes unter dem Wort Gottes"
Gottesdienstfeier des Katholikentags in Stuttgart. Ansprache: Kardinal Bea

BR: 18.35 Hafenpolizei (Krimi)

HR: 18.30 Kurbelkasten-Allerlei: Theo Lingen präsentiert Max Linder; 18.15 Herr und Frau Knips an der Riviera (Schlagerbummel)

NDR und RB: 18.30 Gewagtes Spiel (Krimi); 19.10 Die aktuelle Schaubude (Unterhaltungssendung)

SR: 18.30 Dschungel-Boy (Abenteuerfilm); 19.10 Tele-Brettl

SFB: 9.00 Sonnabend-Studio: Die heimlichen Parteien; 13.00 Zu Gast bei unseren Gästen: Großbritannien; 18.30 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm)

SDR und SWF: 18.30 Hucky und seine Freunde (Zeichentrickfilm); 19.15 Dschungel-Boy (Abenteuerfilm)

WDR: 19.15 Mutter ist die Allerbeste (Unterhaltungsserie); 19.45 Das liebe Geld: „Hunderttausend Mark" (Amüsante Sendereihe über das Geld)
Prisma des Westens: 20.15 Unterhaltungssendung vom Düsseldorfer Flughafen mit neuesten Schlagern und interessanten Fluggästen aus aller Welt.

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Berlin ist einen Freiplatz wert
Fernsehlotterie 1964 „Ein Platz an der Sonne". Ein Programm der beiden Kabarett-Ensembles Berliner „Stachelschweine" und „Münchner Lach- und Schießgesellschaft". Mit Beate Hasenau, Ursula Noack, Inge Wolffberg, Hans J. Diedrich, Wolfgang Gruner, Klaus Havenstein, Jo Herbst, Dieter Hildebrandt, Jürgen Scheller und Achim Strietzel. Regie: Sammy Drechsel

22.00 Tagesschau, Wort zum Sonntag

22.15 Berichte von den Bundesliga-Spielen

22.40 Bobosse
Französischer Spielfilm mit Francois Périer und Micheline Presle (Wiederholung)

2. Programm

16.00 Radweltmeisterschaften der Amateure im Straßenfahren (Aus Sallanches)

18.00 Samstags um sechs

18.25 Nachrichten

18.30 Die Drehscheibe

19.00 Besuch in einer Stadt
Eine halbe Stunde Musik mit dem Orchester Max Greger und vielen Künstlern

19.30 Heute mit Wochenrückblick

20.00 Die Party
Fernsehspiel aus der Serie „St. Dominic und seine Schäfchen"

20.45 Um Antwort wird gebeten
Komödie von Ray Galton und Allan Simpson mit Thomas Braut, Lonny Kellner und Ilse Fürstenberg. Regie: Korbinian Köberle

21.15 Der Kommentar

21.25 Das aktuelle Sport-Studio
mit Berichten von den Bundesliga-Spielen

23.00 Heute

Sonntag, 6. September

9.45 Festgottesdienst des Deutschen Katholikentags — Pontifikalamt

12.00 Der Internationale Frühschoppen

12.45 Wochenspiegel

13.15 Magazin der Woche

14.30 Kinderstunde: Wir kommen später! (Der Zirkus Dahl zieht um); **14.45** Abenteuer mit Telemekel (Der Wunschbrief)

15.00 Revolverhelden
Ein Film aus der Serie „Bonanza"

15.45 Das große Abenteuer
Film von Arne Sucksdorff (Wiederholung)

17.00 Yuthana und Siripon
oder „Mönch auf Zeit"

17.45 Der Weg nach Tokio (4)
Vorbereitungen deutscher und ausländischer Sportler auf die Olympischen Spiele

18.15 Die Sportschau

19.00 Weltspiegel

19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Bei Tag und bei Nacht
Fernsehspiel von Georges Neveux nach Lope de Vega mit Agnes Fink, Chariklia Baxevanos, Jürgen Arndt, Martin Benrath und anderen. Regie: Fritz Umgelter

22.00 Berühmte Straßen
1. Die Maximilianstraße in München

22.30 Nachrichten, Wetter

22.35 Deutscher Katholikentag
Filmbericht vom Höhepunkt und Abschluß

2. Programm

14.30 80. Deutscher Katholikentag
Hauptkundgebung mit der Botschaft des Heiligen Vaters

16.15 Radweltmeisterschaften der Berufsfahrer im Straßenfahren (Aus Sallanches)

17.30 Internationales Tennisturnier der Berufsspieler („TTC Iphitos" München)

18.15 Nachrichten mit Sport

18.30 Tropfen auf den heißen Stein
Anmerkungen zur deutschen Entwicklungshilfe

19.00 Pfarrer Sommerauer antwortet

19.30 Heute mit Sport

20.00 Das Gespenst von Canterville
Spiel mit Musik von Heinrich Sutermeister, frei nach der Novelle von Oscar Wilde mit Barry McDaniel, Benno Hoffmann und anderen. Regie: Helmut Käutner

21.00 Und morgen vielleicht Hamlet
Die Ausbildung auf der Schauspielschule

21.45 Das Fernsehkonzert
Edvard Grieg: Konzert für Klavier und Orchester a-moll op. 16; Solist: Robert-Alexander Bohnke (Klavier). Es spielt das Radio-Symphonie-Orchester Berlin, Dirigent: Wolfgang Trommer

22.15 Heute

Montag, 7. September

17.00 Alles für die Hausfrau

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Sprung aus den Wolken (Abenteuerfilm)

HR: 18.10 Die höchste Eisenbahn der Welt; 19.15 Das Geburtstagsgeschenk (Fernsehspiel)

NDR und RB: 18.15 Die Sportschau; 18.19 Dschungel-Boy (Abenteuerfilm)

SR: 18.25 Die Nibelungenstraße (Dokumentarfilm); 19.10 Tele-Schlager

SFB: 16.25 Mutter ist die Allerbeste (Unterhaltungsserie); 18.30 Hafenpolizei (Krimi)

SDR und SWF: 18.15 Shannon klärt auf (Krimi/Wiederholung); 18.15 Eine weiße Hochzeitskutsche (Tanzfilm)

WDR: 19.15 Geheimauftrag für John Drake (Krimi); 19.45 Das Kurzporträt: Karl Otto Götz (Malerei mit der Rakel)
Prisma des Westens: 20.15 Was passiert — Skurrile Geschichten aus Nordrhein-Westfalen

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Report

21.00 Hafenmelodie
Blaujacken auf Freiwache mit Christa Williams, Silvio Francesco, Bill Ramsey, Owen Williams und anderen

21.45 Parlament nach 15 Jahren
Ein Bericht über den Deutschen Bundestag von Rüdiger Proske unter Mitarbeit von Helmut Clemens

22.30 Tagesschau, Wetter, Kommentar

22.50 La Leçon
Ballett nach dem gleichnamigen Schauspiel von Eugène Ionesco mit Josette Amiel und Flemming Flindt von der Grande Opéra de Paris. Musik: Georges Delerue. Eine Produktion des Dänischen Fernsehens

2. Programm

18.25 Nachrichten

18.30 Die Drehscheibe

19.00 Slim Callaghan greift ein
Krimi-Serie: „Weißer Flieder" mit Victor de Kowa, Carla Hagen und anderen

19.30 Heute

20.00 Aus der katholischen Kirche

20.15 Das Jahr 5725
Dokumentation über die jüdischen Festtage

21.00 Das verlorene Wochenende
Amerikanischer Spielfilm aus dem Jahre 1945, ausgezeichnet mit dem „Oscar" für den besten Spielfilm und die beste Regie. Darsteller: Ray Milland, Jane Wyman, Phillip Terry und andere. Regie: Billy Wilder

22.35 Heute

Dienstag, 8. September

17.00 Kinderstunde: Der gute Onkel Fabian (Lustige Zeichengeschichte); **17.10** Zirkus Popoloni (Musical der Jugend von Wedel)

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Die Erde, auf der wir stehen (Dokumentarfilm)

HR: 18.10 Unternehmen Kummerkasten; 19.15 Das Land von Jacques Cartier (Kanadafilm)

NDR und RB: 18.15 Im Zeitraffer; 19.19 Das Land von Jacques Cartier (Kanadafilm)

SR: 18.25 Shannon klärt auf (Krimi); 19.10 Das Porträt

SFB: 16.25 Passwort (Ratespiel); 18.15 Informationen der Evangelischen Kirche; 18.30 Bei uns am Rhein: Schiffe, Schleusen, Kathedralen

SDR und SWF: 18.15 Lieblinge unserer Eltern: Emil Jannings; 19.15 Links und rechts der Autobahn: Kaiserstuhl (Dokumentarfilm)

WDR: 19.15 Humboldt-Schule (Unterhaltungsserie); 19.45 Stationen einer abenteuerlichen Reise von München nach Kalkutta: Kunsthandwerk in Isfahan
Prisma des Westens: 20.15 Die Sonde: Bilanz eines heißen Sommers

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Schwarz und Weiß im gleichen Haus
Ein Bericht über die Rassenfrage in den USA von Gerd Ruge

21.00 Mädchen mit Beziehungen
Deutscher Spielfilm mit Rudolf Prack, Bruni Löbel, Willy Fritsch und anderen

22.30 Tagesschau, Wetter, Kommentar

22.50 Play Bach
Es spielen: Jacques Loussier, Pierre Michelot, Christian Garros. Es tanzen: Dulce Anaya, Sylvia Filzen, Rainer Köchermann, Herbert F. Schubert. Regie: Truck Branss

2. Programm

18.25 Nachrichten

18.30 Die Drehscheibe

19.00 Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk
„Der Kognak-Kauf." Puppentrickfilm von Jiří Trnka (1. Teil)

19.30 Heute

20.00 Der Sport-Spiegel
Ihr Ziel ist Tokio: Sendereihe über in- und ausländische Olympiakandidaten, anschließend **Auto-Test: Opel Kapitän**

20.30 Die zweite Revolution
Automaten übernehmen die Arbeit

21.15 Mimovision
Pantomimen von und mit **Samy Molcho**

22.00 Heute

Mittwoch, 9. September

17.00 Jugendstunde: Sport — Spiel — Spannung. Eine (möglichst) unterhaltsame Sendung mit Heinrich Fischer

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Linda (Fernsehspiel)

HR: 18.10 Tele-Jockey (Musikalische Unterhaltung mit Chris Howland); 19.15 Auf gefahrvollen Wegen (Abenteuerfilm)

NDR und RB: 18.15 Es geht ums Geld (Wirtschaftsmagazin); 19.19 Humboldt-Schule (Unterhaltungsserie)

SR: 18.25 Meine drei Söhne (Unterhaltungsserie): 19.10 Hucky und seine Freunde (Zeichentrickfilm)

SFB: 16.25 Mit Siebenmeilenstiefeln: Dokumentation vom Sulu-Archipel; 18.30 Oh, diese Bells! (Unterhaltungsserie)

SDR und SWF: 18.15 Auf der Pirsch: Hochwaldwipfel (Wiederholung); 19.15 Immer Ärger mit der Wirtin (Unterhaltungsserie)

WDR: 19.15 Meine drei Söhne (Unterhaltungsserie); 19.45 Hucky und seine Freunde (Zeichentrickfilm)
Prisma des Westens: 20.15 Der Innenminister von Nordrhein-Westfalen erwägt, der überlasteten Polizei Hilfskräfte zur Seite zu stellen; Schüsse auf der Kö (Dokumentarischer Krimi)

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Steht's in den Sternen?
Mit Marianne Koch und den Gästen: Jutta Heine, Robert Lembke, Willy Reichert

21.00 Sportübertragung

21.45 Bürger fragen Prominente

22.30 Tagesschau, Wetter, Kommentar

2. Programm

18.25 Nachrichten

18.30 Die Drehscheibe

19.00 Hier Interpol — Inspektor Duval
„Luftfracht New York — Stockholm" (Krimi)

19.30 Heute

20.00 Boxländerkampf: Deutschland gegen Polen (Aus Stuttgart)

22.00 Einmal Tokio und zurück (2. Teil)
Japan erwartet seine Gäste

22.45 Heute

Donnerstag, 10. September

17.00 Kinderstunde: Abenteuer im Traum (Der Steckbrief); **17.10** Der Junge und sein kleiner Bär (Die Geschichte zweier Freunde); **17.55** Kleine Bewohner der Prärie (Präriehunde/Tierfilm)

18.10 Nachrichten

BR: 18.35 Passwort (Ratespiel)

HR: 18.10 Hessen in unserer Zeit; 19.15 Engpaß (Fernsehspiel)

NDR und RB: 18.15 Aus erster Hand: Die Opposition fragt an; 19.19 Tokio bei Nacht (Bericht)

SR: 18.25 Gewagtes Spiel (Krimi); 19.10 Einfach lächerlich (Stummfilmgrotesken)

SFB: 16.25 Die Abenteuer des Bob Moran; 18.30 Happy-End in La Turbie (Musikalische Unterhaltung)

SDR und SWF: 18.15 5000 Taler (Fernsehspiel); 19.15 Die 8 Siebeng'scheiten (Schülerwettstreit)

WDR: 19.15 Hafenpolizei (Krimi); 19.45 Wir bauen uns ein Haus
Prisma des Westens: 20.15 Neue Filme und Theaterstücke — Proben und Premieren

20.00 Tagesschau, Wetter

20.15 Das Pferd
Komödie von Julius Hay mit Klausjürgen Wussow, Hannelore Schroth, Michael Heltau und anderen. Regie: Boy Gobert. Inszenierung des Europa-Studios Salzburg

22.00 Die Reise über den Gotthard in 30 Minuten — Fernseh-Feuilleton

22.30 Tagesschau, Wetter, Kommentar

22.50 „studio"
Aus Kunst und Wissenschaft

2. Programm

18.25 Nachrichten

18.30 Drehscheibe

19.00 Der Kampf mit dem Roboter
Kleines Fernsehspiel von Leonard Freeman

19.30 Heute

20.00 Reportagen mit jedermann
Bergwerk „Grube Velsen" mit Hannelore Knab und Guido Baumann als Reporter

20.30 Blickpunkt

21.00 Das Kriminalmuseum
Der Fahrplan
Nach Polizeiakten dargestellt von Stefan Gommermann mit Hans Wilhelm Hamacher, Paul Klinger, Marlis Schoenau und anderen. Regie: Theodor Grädler

22.00 Heute

22.15 Radweltmeisterschaften der Bahnfahrer (Aus Paris)

Änderungen vorbehalten



Nº 16
leicht
SENOUSSI
10 Pf